



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 7.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Julii 1883.

Inhalt: Skizzen aus Süd-Chile. — Siam, seine Apostel und Märtyrer. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Sudan; Südafrika; Westafrika; Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Maron, der jugendliche Befenner aus dem Libanon. (Fortsetzung.)

Skizzen aus Süd-Chile.

(Mitgetheilt von P. Döffels S. J.)

Chile (sprich: Tschile) hat sich in den letzten Jahren durch seinen siegreichen Krieg mit den beiden Nachbarrepubliken Peru und Bolivia weit über Südamerika hinaus Ruhm erworben. Es handelte sich, wie bekannt, um alte Grenzstreitigkeiten; gegen alle Erwartung hat das kleinere Chile seine größeren Gegner zu Wasser und zu Land vollständig geschlagen und die Hauptstadt Peru's, Lima, eingenommen. Man darf den Sieg wohl der moralischen Überlegenheit des kleinern Staates beimessen; Chile hat so wohlgeordnete und auf praktischen Katholicismus gegründete Verhältnisse, wie vielleicht kein anderer Staat Südamerika's; nirgends findet sich größere Ruhe und Sicherheit, mehr Trieb und Lust zur Arbeit, größere materielle Fortschritte; die Geseze und Einrichtungen sind vom katholischen Glauben durchdrungen. Schon auf dem Dampfer, der mich hierhin führte, wurde mir dieses von einem eingebornen Chilenen mit einem gewissen Stolz mitgetheilt. Nicht ohne Emphase versicherte mir ein Herr, der keineswegs als ein Betbruder gelten kann, der katholische Klerus werde wohl nirgends so geachtet, wie in Chile. Die Hauptstadt Santiago, sagte er, gehe darin allen andern Städten mit dem besten Beispiele voran; die reichsten, angesehensten und edelsten Familien stellten daher auch zahlreiche Candidaten für den Priester- und Ordensstand. Übrigens verdiene der Klerus in Santiago diese Hochschätzung, da er sich nicht nur durch wissenschaftliche Bildung, sondern auch durch Tugend auszeichne.

Ein Artikel der Constitution lautet: „Die hl. römisch-katholische Religion ist die Staatsreligion, mit Ausschluß jeder

andern.“ Der letzte Ausdruck hat freilich die officiële Erklärung erhalten, daß Andersgläubige geduldet seien. Das ist aber der Loge, welche auch hierzulande ihre zersekende Arbeit von Jahr zu Jahr eifriger betreibt, keineswegs genug; sie bringt darauf, das Princip der Freiheit und Gleichberechtigung aller Culte in die Constitution zu bringen. Bis jetzt hat zum großen Ärger gewisser Leute der katholische Priester allein die officiële Führung der Tauf- und Sterberegister; vor ihm allein kann eine gesetzliche Ehe geschlossen werden, und er hat die Vollmacht, die in wilder Ehe Lebenden zu trennen. Wie lange das hier „am äußersten Punkte der Christenheit“, wie die Chilenen ihr Land bezeichnen, so bleiben wird, läßt sich freilich nicht bestimmen. Die letzten Präsidenten der Republik sind im Wesentlichen des Schwures eingedenk geblieben, den sie beim Amtsantritte leisten und in dem sie sich verpflichten, die katholische Religion wahren, schützen und üben zu wollen. Frühere Präsidenten und Minister nahmen es so ernst mit diesem Schwure, daß sie jährlich geistliche Übungen machten; auch pflegten alle Civil- und Militärbehörden mit dem Universitätscollegium gemeinschaftlich und feierlich am Gründonnerstag ihre Ostercommunion in Santiago zu halten. Vorigen Herbst erhielten wir einen neuen Präsidenten (derselbe wird auf 5 Jahre gewählt) Namens Santa Maria. Die Loge setzte große Hoffnung auf ihn und hatte für seine Wahl gearbeitet. Bis jetzt entsprach er ihrer Erwartung noch nicht; im Gegentheil hat er schon manche echt katholische Sitte, welche im Verlaufe der letzten Jahre in Verfall gekommen war,

wieder eingeführt; so z. B., daß alle Staatsbeamten am Gründonnerstage gemeinschaftlich dem Gottesdienste beizuwohnen haben. Jedoch die Zukunft muß das Weitere lehren!¹

Chile ist so groß wie das jetzige Deutschland; sein Flächeninhalt beträgt, mit Einschluß des neuen Gebietes von Patagonien, 537 187 □Kilometer. (Deutschland hat 540 513 □Kilometer.) Vom 22.° südl. Breite bis zum Cap Hoorn (56.°) bildet es zwischen der Cordilleren-Kette und dem westlichen Meeresufer einen über 1000 Stunden langen, durchschnittlich etwa 50 Stunden breiten Streifen längs der Küste des stillen Oceans. Es erstreckt sich also über einen kleinen Theil der heißen und durch die ganze gemäßigte Zone bis in die kalten Gegenden von Feuerland, und demgemäß ist auch das Klima ein ganz verschiedenes. Im Norden versengt tropische Hitze den Boden; doch ist das Land dort ziemlich bevölkert, weil es reiche Bergwerke und Guanolager besitzt. Auch in der Hauptstadt Santiago herrscht im Sommer eine furchtbare Hitze, und man muß daselbst den mangelnden Regen vielfach durch künstliche Bewässerung ersetzen. Je mehr man nach Süden kommt, desto gemäßigter und kühler wird das Klima, desto häufiger der Regen. Der Landesstrich, der vorzugsweise den deutschen Kolonisten angewiesen wurde, hat für uns das angenehmste Klima des Landes. Die deutschen Kolonien befinden sich zwischen 39½ — 41½ Grade südlicher Breite; die Hauptstädte dieses Bezirkes sind Valdivia, Osorno und Puerto-Montt. Während in Deutschland der Temperaturunterschied zwischen Winter und Sommer von 15° unter Null bis 25° über Null und noch mehr reicht, also etwa 40° beträgt, erreicht er hier in Puerto-Montt kaum die Hälfte. An den heißesten Tagen des Sommers, wenn die Sonne im Zenith steht und vom reinsten azurblauen Himmel ihre blendenden Strahlen herniedersendet, haben wir höchstens 18° Wärme und auch sie ist noch durch eine angenehme Seeluft gemildert. In den kältesten Wintertagen aber haben wir doch immer noch 5 oder wenigstens 3° Wärme, und auch diese kalte Zeit dauert nur wenige Tage, so daß die Durchschnittstemperatur im Winter 7—8° über Null beträgt, und somit der Unterschied zwischen Sommer und Winter sich auf nicht viel mehr als 10° beläuft. Wir leben demnach in einem beständigen Frühling und brauchen keinen Ofen im Winter und keinen Fächer im Sommer. Die Natur ist beständig in grünem Schmucke; die Blumen fehlen uns nie. Einzig die aus Europa herübergebrachten Bäume lassen im Winter ihr Laub fallen; jedoch nur auf kurze Zeit; denn weil es nicht friert, treiben sie rasch neue Blätter. Die einheimischen Bäume entblättern sich nie vollständig. Darum wächst aber auch alles Gesträuch hier doppelt so rasch, als in Europa, zumal es viel regnet. Dieses milde Klima verdanken wir zum Theil den mit Schnee bedeckten Cordilleren im Osten, zum Theil dem kalten Polarstrom, der vom südlichen Eismeer kommend die Küste bespült.

Selbstverständlich ist ein solches Klima für uns Deutsche nicht nur angenehm, sondern auch sehr gesund. Für Nerven- und Brustleiden, auch für Rheumatismus wirkt es heilend. Die hiesigen Deutschen erreichen durchschnittlich ein hohes Alter, auch wenn sie mit schwächlicher Gesundheit hier ankommen und

ob schon die ersten Jahre der Ansiedelung zahlreiche Entbehrungen und harte Strapazen mit sich bringen.

Neben dem herrlichen Klima bietet Chile in der gesammten Beschaffenheit und Gestaltung seines Bodens, sowie in seinen Produkten manches Merkwürdige. Seine langgestreckte Seeküste, die an unzähligen Stellen für Hasenplätze geeignet ist, macht alle seine Provinzen für die größten Seeschiffe zugänglich und befördert daher ungemein die Aus- und Einfuhr, was für die gegenwärtige Entwicklung des Landes deshalb von so großer Bedeutung ist, weil der Bau der Eisenbahnen und Wege wegen Mangels an Arbeitskräften nur langsam voranschreitet. Da die Cordilleren die ganze Ostgrenze wie eine Mauer absperren, so ist Chile im Verkehr mit dem Ausland fast einzig auf das Meer angewiesen. Jetzt unterhalten zwei regelmäßige Dampfschiffahrtslinien, eine englische und eine deutsche, den directen Verkehr mit Europa, die vielen Handelsschiffe nicht gerechnet. Eingeschlossen von dem Meere einerseits und von den Cordilleren andererseits, zeigt das Land die größte Mannigfaltigkeit und Abwechslung in Aussichten und Landschaften; es ist ungemein malerisch und romantisch. Namentlich ist es reich an Binnenseen, die sich längs der Cordilleren hinziehen und die das prachtvollste Panorama liefern. Sie finden sich meist am Fuße hoher Bergspitzen oder Vulkane der Cordilleren, deren größter, der Aconcagua, mit seinen 6834 Metern in ganz Amerika nur von dem 7563 Meter hohen Corata übertroffen wird, während er den Chimborazo (6310 Meter) unter sich zurückläßt.

Zwischen Thälern und Gebirgen dehnen sich die schönsten Hochebenen aus, wo der Boden überall ertragsfähig und stellenweise sehr ergiebig ist. In Santiago und noch weiter nach Süden gedeihen alle Südfrüchte, und wo das Klima anfängt zu kalt dafür zu werden, eignet es sich um so mehr für den Getreidebau und die Viehzucht, was vorzüglich in den deutschen Kolonien der Fall ist.

Ein anderer Reichtum des Landes sind die Kohlengruben und mehr noch die Mineralbergwerke; augenblicklich liefert Chile das meiste Kupfer der Welt; auch Silber findet sich häufig; Gold ist seltener. Vor einigen Monaten wurde nicht sehr weit von hier ein Stück massiven Goldes gefunden, für welches mehrere tausend Thaler geboten wurden.

Einen fast unerschöpflichen Naturreichtum besitzt der Süden Chile's und namentlich die Provinz Manquihue, deren Hauptstadt Puerto-Montt ist, am Holze des hiesigen Urwaldes. Die prachtvollsten Stämme von Alerce, Mañiu, Roble, Muermo, Tenu, Tique, Canelo, Laurel, Avellano und Luma, die bis zu acht Meter im Umfang messen und deren Alter von Sachkennern bis auf 2500 Jahre geschätzt wird, sind hier zu sehen. Diese Holzarten kommen in Europa gar nicht oder doch nicht von der Feinheit und Dauerhaftigkeit wie hier vor; sie lassen sich auf's Feinste bearbeiten, verfaulen fast nicht, auch wenn sie fortwährend dem Regen ausgesetzt sind, wie die Alerce; die Luma ist so hart und schwer, daß sie sofort im Wasser unter sinkt; das Avellano hat die Eigenschaft, daß es nicht einmal im Feuer brennt, oder höchstens etwas verkohlt, und in größeren Balken vom Feuer nur angeschwärzt wird; doch ist es seltener als die andern Arten. — Unser P. Visitor, der vor einigen Monaten hier war, nahm von jeder Holzart ein Muster mit sich nach Santiago. — Dieses Holz bildet denn auch einen großen Handelsartikel für die hiesige Gegend; ja vor der Ankunft der Deutschen war es fast der einzige,

¹ Leider hat derselbe, seitdem P. Düffels das Obige schrieb, bereits eine starke kirchenfeindliche Schwentung vorgenommen und wegen Neubesetzung eines bischöflichen Sitzes einen bedauerlichen Conflict mit dem Apostolischen Stuhle veranlaßt.

wie auch das Fällen der Bäume und das Spalten (nicht Sägen) der Bretter die einzige Beschäftigung der Eingebornen war und theilweise noch ist. Sie ziehen schaarenweise hinaus in den Urwald, nur mit einem Beile bewaffnet, und mit einem Sack, der ihren Mundvorrath enthält, nämlich etwas gerösteten Weizen; darin besteht fast ihre einzige Nahrung. Im Walde angekommen, bauen sie sich zuerst ein kleines Schutzbach, unter dem sie die Nacht zubringen. Sodann fällen sie die Bäume und spalten dieselben mit der Art so geschickt zu kleinen Brettern, als ob sie gesägt würden. Bis zu 20 solcher Bretter laden sie dann auf die Schulter und tragen sie, oft stundenweit, indem sie immer in kurzem Trab laufen und nach ganz bestimmten Zeiten Pause machen. Trägt man einen von diesen Holzhauern, der Kinder hat, nach dem Alter seines ältesten Jungen, so weiß er die Zahl der Jahre nicht, aber wohl die der Bretter, die dieser schon tragen kann, und antwortet: „Es ist ein Junge von acht oder zehn oder zwölf Brettern“, d. h. so viele kann er tragen.

In ganz Süd-Chile muß das Holz die Steine als Baumaterial ersetzen. Ganz Puerto-Montt, wie auch alle andern Städte in der Umgebung, sind aus Holz gebaut; nur unsere Kirche ist aus Sandsteinen, die zu Wasser von weither beschafft werden mußten. Maurer gibt es daher hier nicht, aber um so zahlreicher sind die Zimmerleute und Schreiner. Schon wegen der häufigen Erdbeben empfiehlt sich übrigens hier das Wohnen in Bretterhäusern; zudem sind sie natürlich, vorausgesetzt daß sie gut gebaut sind, sehr trocken. Nur ist es etwas Entsetzliches, wenn in einer solchen Bretterstadt Feuer ausbricht. So brannte vor sieben oder acht Jahren ein Viertel von Puerto-Montt nieder, wobei unser Haus und unsere Kirche glücklich verschont blieben.

Jetzt noch ein Wort über Chile's Bewohner. Das ganze Land zählt nicht viel über zwei Millionen Einwohner. Die dichteste Bevölkerung ist um Santiago (190 000 Einwohner) und in Valparaiso (80 000 Einwohner) und in den beiden gleichnamigen Provinzen. Nach dem Süden hin vermindert sich die Bevölkerung immer mehr. Das Feuerland ist fast nicht bewohnt, Patagonien, d. h. die südlichste Spitze von Südamerika, welches theilweise noch zu Chile gehört, nur sehr schwach; es leben dort nur einige wilde Stämme. Das Chile unterworfenen Gebiet der Magalhaensstraße hat nur eine Kolonie aufzuweisen, Punta-Arenas, eine Strafkolonie der Chilenen, wo die europäischen Schiffe gewöhnlich halten.

Die Hauptbevölkerung Chile's wird, die neuerdings eingewanderten Deutschen, Spanier, Franzosen und Engländer abgerechnet, gebildet von einem Mischvolk aus Spaniern und den eingebornen Indianern; die vornehmeren, aus Spanien stammenden Familien haben sich jedoch rein erhalten. Auch jetzt gibt es noch verschiedene rein indische Volksstämme, selbst auf chilenischem Gebiet. Dazu gehören die wilden Araukaner, die bis zur Stunde noch nicht unterworfen werden konnten und vor einigen Monaten mordend und brennend über die angrenzenden Provinzen herfielen. Ferner sind auf dem südlichsten Theil der Insel Chiloe und auf den anliegenden Inseln die Pajos, welche aber den christlichen Glauben schon angenommen haben. Die Einwohner der Insel Chiloe, bei denen der indianische Typus vorherrschend ist, heißen Chiloten, im Gegensatz zu den Chilenen, den Bewohnern des Festlandes, bei denen der spanische Typus mehr hervortritt.

Die Chilenen sind ein Volk von kurzer, gedrungenen Statur,

von breitem, gelb gebräuntem Gesicht, pechschwarzem Haar, das auch im höchsten Alter nicht ausfällt und auch nicht grau wird. Sie sind wie geschaffen für die ländlichen Arbeiten. Die deutschen Kolonisten, obwohl kräftige Westphalen, gestehen, daß sie ohne die Chilenen gar nicht fertig werden und nicht ein Drittel der Arbeit, die sie verrichten, zu Stande bringen können. Desungeachtet ist der Chilene arbeitsfleh; das Verlangen nach einer bequemen Einrichtung oder nach Wohlhabenheit ist allein nicht im Stande, ihn zur Arbeit zu treiben. Die Nahrungsfrage entscheidet Alles. Fordert man den müßigen Eckensteher zur Arbeit auf, so legt er die Hand auf den Leib und antwortet: „Vater, wir arbeiten bloß für den da, nicht mehr.“ Und so ist es. Nur der Hunger treibt sie zur Thätigkeit. Aber sie halten es ganz gut zwei bis drei Tage aus, ohne etwas von Bedeutung zu essen. Dann aber flehen sie um Arbeit und legen mit erstaunlicher Ausdauer Hand an's Werk, bis sie sich einige Thaler verdient haben. Darauf hören sie wieder auf, und essen und trinken nun so wacker darauf los, daß in einigen Tagen der ganze Verdienst verschwunden ist. So folgt dann wieder ein mehrtägiges Hungerleiden, und dann bequemen sie sich abermals zur Arbeit. Da sie gar keine Vorsorge für die Zukunft treffen und keine Haushaltung verstehen, wodurch sich die Deutschen hier auszeichnen, so gerathen sie alle in die Gewalt oder Abhängigkeit der Letzteren. Selbst hier in Puerto-Montt, und noch mehr in Osorno und Valdivia, kommen alle Geschäfte und liegenden Gründe immer mehr in die Hände der Deutschen. In dieser Hinsicht sind unsere Landsleute ein wahres Ferment, welches die Vorsehung in das hiesige Volk geworfen hat, um es vor einer Art Versumpfung zu bewahren. Es ist aber durchaus nicht ohne gute Anlagen des Verstandes und des Herzens, und noch weniger ohne eine gewisse Geschicklichkeit für Alles; jedoch sind dieselben unentwickelt geblieben, und zwar, wie ich später noch näher darlegen werde, weil es, in Folge beständigen Priester mangels, in der Religion zu wenig unterrichtet ist.

In den nördlichen Provinzen, wo die Chilenen mehr mit den Europäern in Berührung kommen, zeigen sie die besten Anlagen. Und selbst hier im Süden braucht man sich nur in ein Gespräch mit ihnen einzulassen, um sofort dieselbe Entdeckung zu machen. Zunächst sprechen alle ganz correct spanisch, auch dann, wenn sie nie eine Schule besucht haben. Während es in Spanien eine solche Unzahl von Dialecten gibt, daß die Spanier selbst sie nicht einmal alle verstehen, gibt es in ganz Chile, wie in ganz Südamerika, nur einen Dialect, der mit geringen Abweichungen vom echt castilianischen zugleich Schriftsprache ist. Dazu ist auch der gemeinste Mann aus dem Volke so gewandt in zierlichen Redensarten und Complimenten, weiß sich so fein und anständig zu benehmen, daß man ihn in die ausgewählteste Gesellschaft, in den feinsten Pariser Salon, ja in einen königlichen Palast führen könnte, ohne daß er wegen seiner Worte oder Manieren verlegen sein würde. Damit ist natürlich nicht geläugnet, daß sie auch grob werden können, wenn man sie grob ansaßt.

Wenn der Chilene sich selbst überlassen bleibt, lebt er mit einer unvergleichlichen Ruhe in den Tag hinein; es genügt ihm, daß er heute, ja in der gegenwärtigen Stunde etwas zu essen hat; was morgen kommen wird, kümmert ihn gar nicht. Wenn er dabei vom Geiste des Glaubens geleitet wäre, so ließe sich keine vollkommener Beobachtung der Mahnung des Heilandes: „Seid nicht bekümmert etc.“ denken.

Mit diesem Phlegma steht keineswegs im Widerspruch, was ich oben von der Trieb- und Arbeitskraft, die Chile an den Tag legt, gesagt habe. Zunächst muß man berücksichtigen, daß der Südamerikaner überhaupt nicht gerne arbeitet und meint, er könne ein Leben führen wie Adam im Paradiese, die Erde müsse ihm Alles wie von selbst in den Schooß werfen. Kein südamerikanisches Volk ist jedoch so rührig wie die Chilenen. Dabei muß man sich allerdings daran erinnern, daß die Regierung des Landes, die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten, kurz alle Sachen von Bedeutung in den Händen von Europäern liegen, die, wenigleich seit lange hier ansässig, doch noch von reinem Blute sind. Aber um sich regieren zu lassen, ist vielleicht kein Volk auf der Erde geeigneter als die Chilenen. Sie haben einen angeborenen Respekt vor jeder Auctorität; ihr Herr, Gebieter, Arbeitgeber ist ein wahrer Befehlshaber in ihren Augen; ja wenn man auch gar nicht das Recht hat, ihnen zu befehlen, sondern nur mit gebieterischer Miene auftritt, so gehorchen sie, oder versprechen wenigstens Gehorsam, wiewohl sie dann ihr Versprechen nicht immer halten. Auch glauben sie wie ein Evangelium, was ein Mann von Ansehen ihnen sagt. Sind sie einmal mit einer Sache im Zuge, dann gehen sie voran, troßen allen Schwierigkeiten und kennen keine Furcht, auch nicht vor dem Tode. Darum sind sie auch so ausgezeichnete Soldaten, zumal da die Begeisterung für ihr Vaterland in allen Chilenen glüht.

Von den eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen der Chilenen mag Folgendes genügen:

Das charakteristische Kleidungsstück für die Männer ist der sogenannte Poncho (sprich: Pontscho). Ein einfacheres und praktischeres Kleidungsstück habe ich nie gesehen. Man denke sich ein länglich-viereckiges, aus Wolle sehr fest gewobenes Tuch, von der Größe einer mittelmäßigen Reisebede. In der Mitte desselben ist ein Einschnitt, durch den man den Kopf steckt, und der Rock ist fertig. Natürlich ist dieser Poncho mit schönen bunten, namentlich rothen Streifen durchwoben. Der gemeine Mann trägt immer seinen Poncho, wenn er nicht an der Arbeit ist; und für Jeden, auch für die Reichen, ist derselbe unentbehrlich, wenn man ausreitet. Auch die Priester und Ordensleute müssen sich dieser Sitte anbequemen, obwohl dieser buntschekige Poncho ganz sonderbar zu dem schwarzen langen Rock steht.

Auch die Frauen haben ein Kleidungsstück, das besonderer Erwähnung werth ist, und die Pariser Modejournale würden sich um die Welt ungemein verdient machen, wenn sie es bei allen Frauen Europa's in Aufnahme brächten. Es ist aus Spanien hierher gekommen und allerdings dem Namen nach noch in der Modewelt Europa's bekannt, aber der Form nach kaum wiederzuerkennen. Hier also existirt es noch in seinem ursprünglichen Schnitt und mit seiner primitiven Bestimmung; es heißt Mantilla. Nicht minder einfach als der Poncho, besteht es aus einem langen, schwarzen Tuch von Merino, welches über den Kopf geworfen wird und dann die ganze Person einhüllt, so daß nur das Gesicht noch zu sehen ist. Ohne diesen Überwurf dürfen die Frauen der Sitte gemäß, gleichviel welchen Ständen sie angehören, in der Kirche nicht erscheinen. Außerhalb der Kirche mögen sie noch so puffsüchtig gekleidet gehen, in der Kirche sind alle gleich. Mit dieser so bescheidenen und züchtigen Tracht machen die Frauen einen um so wohlthuenderen Eindruck, wenn sie, wie hier in Puerto-Montt, die eine Seite der Kirche einnehmen, während die

Männer an der andern stehen. — In den Kirchen Südamerika's, wie auch Spaniens, gibt es weder Bänke noch Stühle; man kniet einfach auf den Boden hin. Dafür bringen nun die Frauen, auch die ärmsten, einen kleinen bunten Teppich mit, während die Männer ihr Taschentuch unter die Kniee legen. Eine Frau aber hält ihren Teppich für so unentbehrlich, daß sie beim Mangel desselben — wenigstens in Städten — sich am Sonntag von der Anhörung der hl. Messe für entschuldigt erachtet.

Die ärmere Volksklasse trägt nie Schuhe, sondern geht barfuß durch jedes Wetter und über jeden Weg. Wie arm aber auch Jemand sein mag, und hat er auch sein ganzes Leben keine Schuhe an den Füßen gehabt, beim Sterben, bei der Reise in die Ewigkeit zieht man ihm solche an. Dabei verrieth sich dann auch der oben geschilderte chilenische Charakter. Keiner schreckt vor dem Tode zurück. Sobald Jemand gefährlich erkrankt, spricht man ihm vom Empfange der Sterbesacramente, dem Tode, dem Begräbniß wie von der gleichgültigsten Sache. Ein grauschwarzes Tuch, das mit einem Gürtel zusammengehalten wird, dient als Todtenkleid; es wird immer vorher vom Priester geweiht und dann dem Kranken auf's Bett gelegt, damit er es immer vor Augen habe; naht die letzte Stunde, so sagt man ihm: „Wir wollen dir schon die Schuhe anziehen.“

Der Tisch der gewöhnlichen Leute ist ungemein einfach. Auch diejenigen, welche sich anständig ernähren können, essen gewöhnlich nur zweimal des Tages: um zehn oder elf Uhr nehmen sie das Frühstück, um drei oder vier Uhr Nachmittags das Hauptmahl. Nicht Wenige aber speisen täglich, wie sie zu sagen pflegen: „am Tische Christi, oder am Tische Gottes“. Was verstehen sie darunter? Sie gehen einfach an's Meeresufer, um welches sich Puerto-Montt im Halbkreise herumzieht, und lesen die Auster und Muscheln auf, deren das Meer zehn verschiedene Sorten massenhaft auswirft. Haben sie eine Menge von diesen Schalthieren gesammelt, so nehmen sie einen Stein und zünden auf demselben ein Feuer an; ist er glühend heiß, so schütten sie die Auster oder Muscheln darauf und decken sie mit Erde zu. Nach einer halben Stunde sind die Muscheln geschmort und sehen aus und schmecken auch fast wie Fleisch. Dieses ihr Leibgericht nennen sie Curanto. Die übrigbleibenden Muscheln reihen sie an Schnüre und bewahren sie zu Hause für den folgenden Tag auf.

Auch die Fische fangen die Leute auf höchst einfache Weise. Am Meeresufer sperren sie mit einem dichten Zaun von Pfählen, die sie in den Boden einrammen, einen Raum ab. Die Pfähle sind jedoch nur so hoch, daß die heranwogende Fluth einige Fuß darüber hinweggeht. Mit dieser schwimmen die Fische in die Umzäunung, und wenn dann die eintretende Ebbe den Boden wieder trocken legt, so findet sich oft eine bedeutende Menge großer Fische auf demselben, die mit Keulen getödtet werden.

Muß der Chilene einige Zeit von Hause abwesend sein, so nimmt er seinen Mundvorrath mit. Derselbe besteht in der sogenannten Harina tostada, d. h. geröstetem Mehl. Die Herstellungsweise ist folgende: Man zündet ein großes Feuer an und wirft in die noch glühenden Kohlen eine Masse grobkörnigen Sandes. Sobald dieser glühend heiß ist, sondert man ihn von den Kohlen wieder ab, vermischt ihn mit Weizen und rüttelt das Ganze hin und her, bis der Weizen ziemlich geröstet ist. Dann schüttet man Alles auf eine aus Binsen



Das Einfangen der Pferde mit dem Lasso.

oder Weiden geflochtene Wanne und sondert den Sand von dem Weizen, wie die Landleute in Europa es mit der Spreu machen. Der so geröstete Weizen wird nun auf einem platten Stein mit einer gleichfalls steinernen Walze zu Mehl gerieben und die *Harina tostada* ist fertig. Gewöhnlich wird ihr noch fein geriebenes getrocknetes Fleisch beigemischt, wodurch sie ganz besonders nahrhaft wird. Entfernt man sich auf einige Zeit von Hause, so nimmt man dieselbe in einem Sack mit. Letzterer ist auch eigenthümlicher Art: Man tödtet ein neugeborenes Lamm, dessen Fell recht sanft ist, zieht ihm dasselbe, ohne es aufzuschlitzen, ganz über die Ohren, und damit hat man den Sack für die *Harina tostada*. Begibt man sich auf den Weg, so hängt man ihn, mit Proviant gefüllt, über die Schulter und dann geht's rüstig voran. Aber welche Kuchen oder Brode backen die Leute daraus ohne Pfanne? Ach! das Alles ist überflüssiger Luxus. Stellt der beste Koch, der Hunger, sich ein, so lassen sie sich an einer Quelle nieder, schöpfen mit einem hohlen Horn, das sie gewöhnlich bei sich haben, etwas Wasser, nehmen mit einem löffelähnlichen Holze die *Harina* aus dem Säckchen, schütten sie in das Horn und rühren Mehl und Wasser so lange durch einander, bis ein Brei daraus wird, den sie mit Wohlbehagen verzehren. Fehlt ihnen das Horn, so dient ihnen ein Zipfel des wasserdichten Poncho als Teller, auf dem sie ihr Gericht bereiten. Diese *Harina tostada* ist dann ihre fast ausschließliche Nahrung, bei welcher sie den ganzen Tag in den Cordilleren Holz fällen, spalten und wegschleppen; dabei sind sie gesund und stark. Ubrigens schmeckt sie nicht übel; auf den Missionen werden auch wir damit bewirthet.

Die ackerbautreibenden Chilenen sind jedoch in der Cultur etwas weiter voran. Sie backen Brod von gutem feinem Weizenmehl, aber natürlich ohne Sauerteig, und unter der Asche; denn einen Backofen kennen die Chilenen noch nicht. Mit diesem *panis subcinericius* (in der Asche gebackenen Brode), das den Propheten Elias auf seiner vierzigjährigen Flucht bis zum Berge Horeb stärkte, werden auch die Missionäre bei den Chilenen gewöhnlich regalirt.

Als Getränk dient neben dem Wasser die *Chicha* (Maisbier) oder Apfelwein; bei den Vornehmen ist auch der sogenannte *Mate* oder amerikanische Thee in Gebrauch. Leider haben die Europäer auch den Brantwein hierher gebracht, der jetzt in bedeutender Menge hier fabricirt und getrunken wird. Von der Milchwirtschaft hatten die Chilenen vor der Ankunft der Deutschen keine eigentliche Kenntniß. Sie hielten die Kühe fast nur um des Fleisches willen; die wenigsten wurden gemolken; die Deutschen mußten ihnen erst zeigen, wie man auf eine vortheilhaftere Art Butter und Käse aus der Milch machen könne. Auch jetzt noch überlassen sie diese Erwerbsquelle fast einzig den Deutschen. Diese haben auch ihr nationales Getränk, das Bier, hier eingebürgert. In Puerto-Montt allein gibt es fünf Brauereien, welche ausgezeichnetes Bier liefern. Der Weinbau ist natürlich nur im Norden gepflegt; Klima wie Boden eignen sich dort vorzüglich dazu, so daß Chile auf diesem Gebiete die Concurrenz mit Europa wird aushalten können.

Während die Arbeit hier zu Lande weniger behagt, lieben die Chilenen, namentlich die Frauen, um so mehr die Bisten und die Plauderstübchen. Dabei wird dann ein Becken aus Stein oder Eisen mit glühenden Kohlen in die Mitte des Zimmers gesetzt. Auf demselben steht ein Kessel mit siedendem Wasser. Eine Kanne von der Form einer Blumenvase wird

mit *Mate* oder amerikanischem Thee gefüllt und aus dem Kessel heißes Wasser aufgegossen. Der Theetopf wird dann den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft, jedesmal nach neuem Aufguß, kredenz. Mit einem Röhrchen von Messing oder Silber saugt man den Thee auf und verzehrt dabei Zuckerwerk. Bei den Bisten rauchen auch die Frauen gerne eine Cigarette.

So viel von den Sitten und Gebräuchen der Chilenen im bürgerlichen Leben; nun noch ein Wort über ihr religiöses Leben, wobei ich jedoch bemerken muß, daß die vorausgehenden wie die nachfolgenden Schilderungen zunächst nur auf Süd-Chile, auf unsere Gegend, und auf die nach Norden und Süden angrenzenden Provinzen sich beziehen, wo die Chilenen mehr als eigenes, noch nicht mit den neu eingewanderten Europäern vermischtes Volk leben.

Vor etwa 200 Jahren wurde Süd-Chile, vorzüglich von Patres der Gesellschaft Jesu, bekehrt. Im vorigen Jahrhundert, vor der Aufhebung des Ordens, bestand in Chile eine eigene Provinz, zu der eine bedeutende Anzahl deutscher Patres und Brüder gehörten, unter andern P. van der Meer, ein Rheinländer, der als Missionär von den wilden Araukanern in den Cordilleren erschlagen wurde; P. v. Heimhausen, aus einem süddeutschen gräflichen Geschlecht, der nach Europa reiste und mit 40 Patres und Brüdern hierher zurückkehrte; P. Havelstadt aus Horstmar in Westphalen, der nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu wieder in die Heimath zog und dann ein Werk über die chilenischen Missionen mit einem Wörterbuch und einer Grammatik der araukanischen Sprache herausgab. — Nachdem die Eingebornen von den Missionären zum Christenthum bekehrt waren, konnten sie wegen Mangels an Priestern keine regelmäßige Seelsorge erhalten; auch erschwerten die schlechten Wege, der gänzliche Abgang der Wege in dem Urwald und den Cordilleren und dann die vielen Inseln des klippenreichen Archipels von Chiloe ungemein den Verkehr. Es wurde daher eine Einrichtung getroffen, die noch heutzutage besteht. Zunächst sorgte man, daß überall, wo eine größere Anzahl von Familien zusammenwohnte, eine Kapelle gebaut wurde; der Angesehenste der Ortschaft erhielt dann das Amt eines Fiscals, welches dem eines Katecheten ähnlich ist. Er versammelt an Sonn- und Festtagen die Leute in der Kapelle, hält mit ihnen den Laiengottesdienst ab, ertheilt die Nothtaufe, steht den Sterbenden bei oder ertheilt Bericht über gefährlich Kranke, kurz, ist der Stellvertreter des Priesters, soviel er es sein kann. Diese Fiscale bestehen auch jetzt noch, und ihnen ist es vorzugsweise zu verdanken, daß das arme Volk, nachdem es seiner Priester fast völlig beraubt wurde, den Glauben bewahrte und nicht wieder in's Heidenthum zurückfiel. Wie nothwendig diese Einrichtung auch gegenwärtig noch ist, wird aus folgenden Angaben einleuchten: Die Diözese Ancud (Stadt im nördlichsten Punkte der Insel Chiloe) mißt über 500 Stunden in der Länge und 30—40 Stunden in der Breite; allerdings ist der südliche Theil derselben theils gar nicht, theils nur spärlich von hin- und herziehenden Wilden bewohnt, mit Ausnahme der Strafkolonie von Punta-Arenas an der Magalhaensstraße, wo ein katholischer Pfarrer ist; nun, die Hälfte des Terrains ist wahrlich noch ansehnlich genug. In dieser Diözese gibt es nun außer drei Franziskanerklöstern und unserm Hause jetzt nur 30—40 Priester, die auf etwa 15 Pfarreien vertheilt sind. Unsere Pfarrei Puerto-Montt mißt in der Länge über 30, in der Breite über 20 Stunden. Die

Wege führen, mit Ausnahme eines einzigen fünfstündigen Fahrwegs, in allen Richtungen durch den Urwald über zahlreiche kleine Flüsse und an steilen Abhängen vorbei. Um einen Kranken am äußersten Ende unserer Pfarrei zu versehen, brauchen wir hin und zurück im günstigsten Falle drei, gewöhnlich vier Tage zu Pferd. Und sicher ist es ohne besondern Schutz der Vorsehung und die Hilfe des Schutzengels nicht erklärlich, daß noch keinem der Patres ein Unglück zugestoßen ist, obwohl sie oft in die größten Gefahren geriethen. Ein benachbarter Pfarrer sagt daher, er gebe Jedem 40 Pesos (ein Peso gleich vier Mark), der für ihn einen Versetzung mache. In diesem unserm Pfarrgebiet zählen wir nun 30 Stationen, wo wir, sei es in Kapellen, sei es in Häusern, Gottesdienst halten. Es ist natürlich eine Unmöglichkeit, dieses überall regelmäßig zu thun. Doch reitet an jedem Sonn- und Feiertag der eine oder andere Pater zu einer der nächstliegenden Kapellen hinaus, um dort die heiligen Geheimnisse zu feiern. Ferner macht man zuweilen auf mehrere Wochen lang einen größern Streifzug, besucht der Reihe nach mehrere Stationen und verweilt einige Tage in jeder derselben. Der regelmäßige Gottesdienst wird dann, allerdings nothdürftig, durch die vom Fiscal geleiteten Laienandachten ersetzt. Es ist zu verwundern, wie das Volk hier unter so mißlichen Umständen verhältnißmäßig noch so gut bleibt. Es rührt dieses theilweise daher, daß es wenig mit Europäern in Verbindung kommt; zudem aber hat der Chilene eine gewisse Neigung zur Frömmigkeit und eine gewisse Bereitwilligkeit zu glauben. Daher sitzt ihm auch die Ehrfurcht vor dem Priester tief im Herzen, wie er dieses schon durch die Titel verräth, welche er vermöge seiner übersprudelnden Höflichkeit und mit allzu großer Verschwendung ihm gibt. So redet er den Priester an: „Der heilige Mann Gottes“¹; ferner: „Der Christus auf Erden“. Er gibt ihm auch päpstliche Titel: „Der heilige Vater“ und „Seine Heiligkeit“. Der Priester steht in ganz Chile so in Ehren, daß die Militärposten oder wachhabenden Soldaten vor ihm das Gewehr zu präsentiren pflegen: eine Ehre, die mir hier in Puerto-Montt zum ersten Male in meinem Leben zu Theil wurde. In Garnisonsstädten müssen laut staatlicher Anordnung zwei Soldaten das Allerheiligste begleiten, wenn es feierlich zu einem Sterbenden getragen wird. Die Frömmigkeit gibt sich bei den Chilenen vorzüglich in ihren drei Lieblingsandachten kund: 1. in der Andacht für die armen Seelen. Am Allerseelentag, an welchem in ganz Südamerika, wie in Spanien, jeder Priester drei heilige Messen liest, ist Kirche und Kirchhof immer mit Menschen gefüllt. Es muß Jemand schon sehr arm sein, wenn er nicht das Geld zusammenbringt, um von Zeit zu Zeit für verstorbene Angehörige eine heilige Messe lesen zu lassen. Häufig bringen sie dem Priester Victualien jeder Art, damit er die Responsorien und das Libera me für die Hingeshiedenen bete. Nicht selten haben sie denn auch, nach ihrem Vorgeben, Erscheinungen der armen Seelen im Traum, die ihnen bald dieses, bald jenes mitgetheilt haben. Sodann tragen sie 2. eine große Andacht zur Mutter Gottes. Ihre beliebteste Andachtsübung ist der „gesungene“ Rosenkranz, d. h. die einzelnen Geheimnisse sind in Liedern dargestellt und diese werden gesungen; dazwischen werden die zehn Ave Maria gebetet. Wie sagen sie einfach: Maria, sondern immer: Unsere

Herrin oder Heiligste Maria. Den gesungenen Rosenkranz wie alle ihre Kirchenlieder, die sehr einfach sind, haben sie schon vor 200 Jahren von den Patres der Gesellschaft Jesu gelernt. Daher ist er auch nur dort in Übung, wo die Jesuiten noch im vorigen Jahrhundert wirkten, nicht aber im übrigen Chile. Auch haben sie 3. eine besondere Andacht zum Leiden Christi. Sie beten gern den Kreuzweg. Die drei letzten Tage der Charwoche sind in ihren Augen die höchsten Tage des ganzen Jahres: selbst Leute, welche sonst das ganze Jahr den Gottesdienst nicht besuchen, erscheinen dann in der Kirche. Nicht wenig mag allerdings dazu beitragen, daß der Gründonnerstag mit so großem Pomp gefeiert wird. Die Spitzen der ganzen Civil- und Militärverwaltung wohnen an diesem Tage dem feierlichen Gottesdienste bei und die Garnison marschirt in Gala-Uniform und mit Musik dazu auf. An diesen Tagen können daher die Kirchen die Menge der Besucher nicht fassen. In Santiago wird am Charfreitag auf öffentlichem Platze ein Calvarienberg errichtet, und die Geheimnisse, welche sich auf Golgatha vollzogen, theatralisch durch eine Art von Passionspiel dargestellt. Die Spanier wie die Chilenen brauchen das Wort caballero (Ritter) in der Bedeutung des Titels: Herr. Und mit Grund. Denn jeder, der nur irgend etwas vorstellt, reitet, sobald er einen Weg zur Stadt hinaus, oder auch innerhalb derselben einen weitem Weg zu machen hat. Aber während der drei letzten Tage der Charwoche darf innerhalb der Stadt Niemand reiten, zum Andenken an das Leiden Christi. Wer ausreiten will, darf erst am Thore der Stadt aufsteigen, und wer zu Pferde von außen kommt, muß eben- daselbst absteigen; die Polizei sorgt dafür, daß dieses beobachtet wird, wenn auch leider nicht mehr überall.

Da ich gerade vom Reiten der Chilenen rede, will ich auch die übrigens nicht unbekannte Art erwähnen, wie man hier in Südamerika die halbwildten Reitpferde einfängt. Der Chilene hat die Pferde, welche er gerade nicht braucht, nicht im Stalle stehen, sondern läßt sie frei auf den weiten Weideplätzen schweifen. Bedarf er nun eines der Thiere, so reitet er auf einem hierzu abgerichteten Rosse hinaus und sucht die ruhig weidenden zu überraschen. Gelingt ihm das nicht, so verfolgt er in sausendem Galopp die flüchtenden Pferde; dabei hält er in der Rechten in kurzen Bindungen einen langen Strick, den „Lasso“, dessen Ende eine Schlinge bildet. Geschickt weiß er diese dem Pferde, das er fangen will, über den Kopf zu werfen, und schlingt dann gleichzeitig den Lasso um den Sattelknopf seines Reitthieres; dieses stemmt sich in die Vorderfüße und hält so den ersten Ruck des gefangenen Thieres aus. Ganz ähnlich werden auch die weidenden halbwildten Stiere gefangen. Es ist dieß immerhin eine gefährliche Aufgabe und fordert ebenso viel Geschicklichkeit als Muth und Geistesgegenwart.

Wegen ihres tiefen Glaubens und des Geistes der Frömmigkeit laufen die Chilenen wenig Gefahr, zum Protestantismus hinübergezogen zu werden, auch wenn sie von Protestanten abhängig sind. Man braucht ihnen nur zu sagen, die Protestanten verehrten die Mutter Gottes nicht und beteten nicht für die armen Seelen, so reicht das hin, um den Protestantismus in ihren Augen gänzlich zu discreditiren. Auch ist es eine äußerst große Seltenheit, daß ein Chilene, selbst wenn er sonst seine Christenpflichten sehr schlecht erfüllt hat, nicht auf dem Sterbette, wenn ihm die Möglichkeit geboten ist, die heiligen Sacramente empfängt, und man ruft recht frühzeitig den Priester, wenn man einen haben kann. Ebenso sehen sie es

¹ Die spanische Höflichkeitsform ist die dritte Person der Einzahl; der Titel wird in den Nominativ gesetzt.

als etwas Furchtbares an, nicht in geweihter Erde und von einem Priester, wo es geschehen kann, begraben zu werden.

Unsere Patres suchen denn die ordentliche Seelsorge nach Kräften durch häufige Missionen zu ersetzen, und sie beschränken dieselben nicht etwa auf unsere Pfarrei, sondern dehnen sie auf die ganze Diözese, nämlich auf das Festland und auf alle bewohnten Inseln des Archipels aus. Zuweilen kommt man während eines halben, ja fast während eines ganzen Jahres nicht nach Haus und führt dann ein wahres Missionsleben.

Folgen Sie mir heute einmal auf einer kleinen apostolischen ExcurSION zu Meer.

Der Pater oder zwei Patres besteigen hier am Strande ein Boot; ist es windstill, so setzen sich drei oder vier Chilenen an's Ruder und dann geht es einen halben, einen ganzen Tag voran. Beim Mondschein, der hier wegen der reinen Luft viel heller ist als in Europa, fährt man weiter; sonst bleibt man an einer Küste liegen. Man muß Alles mitnehmen, um am Tage leben und in der Nacht schlafen zu können, und um sich in dem offenen Boot vor dem Regen zu schützen; die Kälte ist nicht zu fürchten, um so mehr aber die widrigen Winde und Stürme. Durch diese kann man 8, 14 Tage und noch länger auf einer Insel unterwegs festgehalten werden. Endlich ist die Insel, auf der die Mission gehalten werden soll, in Sicht; die Bewohner sind von der Ankunft des Missionärs bereits in Kenntniß gesetzt; denn die Schiffer selbst sind von der Insel gekommen. Sobald man des Bootes ansichtig geworden, versammeln sich alle am Landungsplatze. Der größte

brachte Strohmatte und Decken entrollt, und das Bett ist fertig. Mittlerweile erkundigt sich der Fiscal, wie lange der Pater zu bleiben gedenke. Für jeden Tag bestimmt er dann eine Familie, welche dem Missionär Mittags und Abends das Essen zu bringen hat. Das Frühstück nämlich kennen die Chiloten (die Bewohner des Archipels von Chiloe) nicht, und noch weniger den Kaffee. Will man eine Tasse von diesem einem Europäer

fast unentbehrlichen Getränk, so muß man den Kaffee selbst mitbringen und auch selbst kochen. Dafür hat man ja auch die Küche. Jedoch unterscheidet sich diese von der Wohnstube nur dadurch, daß sie keinen hölzernen Fußboden hat. Aber der Ofen oder Küchenherd? Welch ein überflüssiges Möbel! Kann man denn nicht an jeder Stelle auf dem Boden ein Feuer anmachen? Dann erstickt man ja im Rauch. Nun, der hat Wege genug durch's Dach, um herauszukommen. Schornsteine kennt der Chilote nicht; das ganze Dach raucht, wenn er sein Mahl bereitet. Sein Leibgericht ist die Casuela, d. i. eine Suppe, in der Kartoffeln neben Stücken Fleisch herumschwimmen, und die gehörig mit dem rothen amerikanischen Pfeffer versetzt ist. Zuweilen kann es vorkommen, daß die Hausfrau sich in Betreff des Tages, an dem sie den Mis-

sionär zu besorgen hatte, täuschte, und dieser deshalb leer ausgeht. Im Allgemeinen hat er keinen Mangel zu fürchten.

Am ersten Tage der Mission schreibt der Pater sich die Familien des Ortes und die Zahl ihrer Angehörigen auf, wie der Fiscal und ein paar andere Männer sie ihm angeben. Bei der nächsten Versammlung in der Kapelle werden dann die Namen aller

Männer und Jünglinge abgelesen, und Jeder muß mit „Hier“ antworten. Wenn Jemand ohne gehörigen Entschuldigungsgrund fehlt, so fragt der Missionär: „Wer geht an dessen Hause vorbei?“ — „Ich, Pater“, rufen gleich Mehrere. Dann wird einer bezeichnet, der ihn am folgenden Tage mitzubringen hat. Und das nächste Mal stellt er sich dann auch, wenigstens gewöhnlich, ge-

horsamst ein. Sie haben es gerne, wenn man mit Auctorität auftritt. Nur zweimal am Tage, des Morgens bei der heiligen Messe und Abends beim Rosenkranz, ist Predigt. Nach der letzteren am Abend werden die Weiber und Mädchen aufgefordert, nach Hause zu gehen, und die Männer und Jünglinge bleiben allein zurück. Darauf werden alle Lichter in der Kapelle ausgelöscht, und nun beginnt, was bei einer chilenischen Mission,



Ein Pferdehändler in Uniform.



Ochsenjagd mit dem Lasso.

fiön mit. Dann bezieht er seine Wohnung (casaita, Häuschen, genannt), ein ärmliches Bretterhaus neben der Kapelle. Es besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine als Küche, die andere als Wohn- und Schlafzimmer dient. Nun kann er sich häuslich einrichten. Da es gerathen ist, sich des bereitstehenden Bettes wegen der sonstigen Insassen nicht zu bedienen, so werden einige Bretter über ein paar Balken gelegt, darüber die mitge-

ja auch bei den Exercitien in den Seminarien oder der vornehmeren Klassen in den Exercitienhäusern, nie fehlen darf, die gemeinsame Geißelung. Nur in Städten und an den Orten, wo Deutsche sind, bleibt sie bei der Mission aus guten Gründen weg. Auf ein vom Missionär gegebenes Zeichen entblößen sich alle den Rücken und schlagen dann mit Ruthen tüchtig darauf los, bis nach Abbetung des Miserere der Pater Halt gebietet. „Pater“, so redete eines Abends beim Herausgehen aus der Kirche Jemand den Missionär an, „ich vergehe vor Arger.“ — „Was hast du denn, mein Lieber?“ — „Denken Sie sich, ich war während der Andacht eingeschlafen, und als die Geißelung anfang, hat mich Niemand geweckt.“ — Doch gibt es wohl auch solche, namentlich unter denen, die etwas vornehmer sein wollen, welche vor dem Beginne dieser Bußübung die Kapelle verlassen.

Bevor die Beichten ihren Anfang nehmen, muß sich der Missionär zuerst den Beichtstuhl zurechtmachen. Die Frauen dürfen nur am hellen Tag beichten, die Männer auch im abendlichen Dunkel. Die Städte und Städtchen ausgenommen, pflegen die Meisten in der Mission mit Eifer die heiligen Sacramente zu empfangen.

Siam, seine Apostel und Märtyrer.

4. Feindseligkeit der Portugiesen.

Da Msgr. de la Mothe berufen war, eine Säule der jungen Kirche in Siam zu werden, und den Namen Jesu vor die Könige und Völker Hinterindiens zu tragen, so mußte er auch, wie der Apostel Paulus, „um dieses Namens willen Vieles leiden in Gefahren auf Reisen, in Gefahren auf Flüssen, in Gefahren vor Räubern, in Gefahren von den Heiden, in Gefahren in den Städten, in der Wüste, auf dem Meere, und vor Allem in Gefahren von falschen Brüdern“. Ja, gerade von Brüdern und Glaubensgenossen, den Mitgliedern der portugiesischen Kolonie, sollten dem seeleneifrigen Bischof im Beginne seines Wirkens in Siam die größten Schwierigkeiten bereitet werden. Schon hatten die Streitigkeiten über die Ausdehnung der portugiesischen Bisthümer begonnen. Außerdem scheint Handelsneid die portugiesischen, in Siam ansässigen Krämer getrieben zu haben; denn sie argwöhnten, französische Handelsleute möchten den französischen Missionären nachfolgen. Mißlich war es allerdings für Msgr. de la Mothe, daß Siam nicht in dem päpstlichen Vollmachtschreiben als zu seinem Sprengel gehörig genannt war. So galt er den Portugiesen als ein Missionär, der ohne apostolische Sendung nach Siam gekommen. Er selbst war freilich überzeugt, daß der Papst ihn auch zu den heidnischen Grenzvölkern Cochinchina's, die dem portugiesischen Scepter nicht unterworfen waren, habe schicken wollen; doch, um den Portugiesen jeden Grund zum Habern zu nehmen, schrieb er nach Rom, und als von dort keine Antwort eintraf, entschloß er sich, einen seiner Missionäre, de Bourges, nach Rom zu senden und um Ausdehnung seiner Vollmachten auf ganz Hinterindien mit Ausnahme Malacca's zu bitten.

Unterdessen kamen die Begleiter des Msgr. Cotelendi, Bischofs von Metelopolis und apostolischen Vicars für China, glücklich in Siam an, leider ohne ihren heiligmäßigen Bischof, der auf der Reise gestorben war. Die Ankunft dieser Franzosen vermehrte den Argwohn der Portugiesen. Um deren

Viel Arbeit und Mühe verursacht auf diesen Missionen der Unterricht in den nothwendigsten Religionswahrheiten, wenn man sich auch nur auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt. Theils wegen der großen Entfernung, theils wegen ihrer Gleichgiltigkeit besuchen leider Viele den oben erwähnten Laiengottesdienst nicht. So ist denn die Unwissenheit der Meisten überaus groß. Nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene halten an manchen Orten ihre erste heilige Communion bei Gelegenheit einer Mission. Zudem sind Manche, namentlich unter den Indianern, so beschränkt, daß es nur mit aller Mühe gelingt, ihnen das Nothwendige beizubringen.

Aus allem Gesagten geht hervor, daß auch hier das Wort des Heilandes gilt: „Die Ernte ist groß, und der Arbeiter sind wenige.“ Gewiß, dem Priester, welcher mit wahren Seeleneifer und mit dem Geiste der Abtödtung hierher kommt, dem wird es an Arbeit nicht fehlen. Aber ebenso wenig fehlt es bei den vielen Anstrengungen und Entbehrungen, von denen ich hier nur einige erwähnt habe, an reichlicher Gnade, am Segen und Schutze Gottes, und man erfährt immer mehr, wie entbehrlich alles Andere wird, wenn man nur für Gott lebt und arbeitet.

fortgesetzten Anfeindungen mit einem Schlag ein Ziel zu setzen, beschloß Msgr. de la Mothe, mit zwei Missionären nach Cochinchina zu segeln, dort an's Land zu steigen und heimlich in das Innere zu bringen. Vorher aber schrieb er alle Briefe, welche der augenblicklich abwesende Herr de Bourges bei seiner Rückkehr aus Tenasserin nach Europa bringen sollte.

Nachdem Msgr. de la Mothe alle Anordnungen zur Befestigung der kleinen siamesischen Mission getroffen, nahm er im Monat Juli 1663 Abschied von seinen lieben cochinchinischen Christen der Kolonie und schiffte sich mit zwei Begleitern auf einem chinesischen Fahrzeug ein, das für Canton bestimmt war und in Cochinchina anlegen wollte. Eine Zeitlang ging die Fahrt glücklich von Statten; dann aber wurde das Schiff durch einen heftigen Sturm an die Küste von Cambodscha getrieben, wo es scheiterte. Msgr. de la Mothe und seine Missionäre retteten nur das nackte Leben und traten zu Fuß den Rückweg nach Siam an. Diese Reise, welche fast zwei Monate in Anspruch nahm, war mit namenlosen Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen verbunden, so daß es den Missionären fast wie ein Wunder erschien, daß sie noch lebend die Stadt Juthia erreichten. Den größten Theil des beschwerlichen Weges durch dichte Wälder und steinige Gebirge mußten sie barfuß zurücklegen, da ihre Schuhe bald zerrissen waren; sie mußten Sümpfe und Flüsse durchwaten und oft unter freiem Himmel ohne Feuer übernachten; oft auch fehlte es ihnen an der nothwendigsten Nahrung. Endlich gelangten sie an den großen und berühmten Binnensee Tali-Sab, dessen Reichthum an Fischen aller Art so groß ist, daß die Fischer nicht selten mit einem einzigen Zug ihres Netzes ein bis zwei Tausend größere Fische fangen. Hier konnten die Missionäre auf Fischerbarfen bis an's nördliche Ende des Sees fahren, der mehrere Tagereisen lang ist. Dann kamen sie an den herrlichen Ruinen der uralten Königsstadt Angkos vorüber, deren Alter auch neuere Reisende auf 2000 Jahre schätzen. Die prachtvollen Bildwerke und Sculpturen der riesigen Paläste und Tempel verrathen eine so hohe Bildung der Erbauer, daß

der gelehrte französische Forscher und Reisende Mouhot, der diese Gegenden in den Jahren 1859 und 1860 besuchte, der Ansicht ist, es müsse vor mehr als 2000 Jahren ein indisches Volk hier gelebt haben. Nach den Berichten französischer Missionäre stimmt die Sprache der Bergbewohner in Cambodscha, welche von den Ureinwohnern, den Stiëng, abstammen, mit der Sprache der Malayen in Singapor beinahe überein. Diese Nachkommen des alten Herrschervolkes zeichnen sich auch durch edlere Gesichtszüge und schönere Gestalt vor den jetzigen Herren des Landes aus. Auch ihr Charakter ist sanft und edel. Bei diesen Bergbewohnern fanden nun Msgr. de la Mothe und seine Gefährten die beste Aufnahme und bereitwillige Hilfe auf ihrer langen Reise. Endlich im Monat September langte der Bischof mit seinen Begleitern erschöpft und entkräftet, aber ohne weiteren Unfall bei seiner kleinen Heerde wieder an. Groß war der Jubel und die Freude der christlichen Cochinchinesen und Japanesen über die unverhoffte Rückkehr des geliebten Oberhirten. Msgr. de la Mothe selbst war zwar etwas traurig über das Scheitern seiner Reise; aber er glaubte darin einen deutlichen Wink der Vorsehung zu erkennen, daß er vorderhand in Siam bleiben solle. Um gegen die Portugiesen besser gesichert zu sein, nahm er jetzt seine ständige Wohnung in der Kolonie der Cochinchinesen, und machte sich mit neuem Eifer daran, sie noch besser zu unterrichten und einige junge Männer aus ihnen zu Katechisten heranzubilden, um sie später in ihre bedrängten Heimath-Gemeinden zu senden.

Wenige Tage nach der Rückkehr des Bischofs versuchte ein portugiesischer Abenteurer, ihn gefangen zu nehmen und nach Lissabon zu schleppen. Doch die Cochinchinesen schlugen diesen Gewaltstreich zurück, und fast wäre es zu einem erbitterten Kampfe zwischen Cochinchinesen und Portugiesen gekommen, wenn der apostolische Vicar nicht den Frieden vermittelt hätte. Aber dieser erkannte hieraus noch mehr, wie nothwendig es sei, den Herrn de Bourges recht bald nach Rom zu senden. Derselbe verließ Siam im October 1663 auf einem englischen Schiff und landete im Juli 1665 in England. Von London aus, wo er von den Engländern mit den größten Ehren empfangen wurde, ging er nach Paris und dann mit einer Anzahl neuer Missionäre nach Rom, um die Aufträge seines Bischofs beim Heiligen Stuhle auszurichten.

Unterdessen hatte Msgr. de la Mothe seine Cochinchinesen und Japanesen auf die heilige Firmung vorbereitet, und eben wollte er denselben dieses Sacrament spenden, als zwei Dominikaner sich ihm vorstellten, welche als Seelsorger einige kleine portugiesische Niederlassungen in der Nähe verwalteten. Sie baten ihn, er möge doch auch ihren Pfarrkindern aus verschiedenen europäischen Nationen, die sie ihm zuführen würden, die heilige Firmung ertheilen. Da kein anderer Bischof im Lande war, so erfüllte Msgr. de la Mothe ihre Bitte. Allein die Sache wurde sogleich nach Goa berichtet, und von dort eine

Anklage gegen Msgr. de la Mothe nach Rom gesandt. Der Papst jedoch billigte alle Schritte seines apostolischen Vicars, und um ähnlichen Reibungen vorzubeugen, erlaubte er ihm und seinen Collegen, die bischöflichen Functionen und Vollmachten in allen Ländern der Erde, die nicht einem katholischen Fürsten Europa's unterworfen waren, auszuüben. Damit hatte dieser bittere Hader, nicht aber die Feindschaft der Portugiesen ihr Ende erreicht.

Am 27. Januar 1664 endlich langte auch Msgr. Pallu, Bischof von Heliopolis und apostolischer Vicar von Tongking, in Siam an. Er war am 2. Januar 1662, von fünf Missionären begleitet, aus Marseille abgereist. In seiner Umgebung befand sich auch ein frommer Edelmann aus der Champagne, Herr von Joissy de Chameffon, der, obgleich nicht Priester, sich doch dem Dienste der Missionen geweiht hatte. Vier von den Missionären starben unterwegs von den Anstrengungen der Reise. Der hochw. Herr Lanneau, später Bischof von Metelopolis, und jener Edelmann waren mit dem Bischof die einzigen, welche übrig blieben. Groß war die Freude der apostolischen Vicare und ihrer Missionäre, als sie sich so gegen alles Erwarten nach mehrjähriger Trennung durch die Fügung der göttlichen Vorsehung in diesem Lande wiederfanden.

Raum hatte sich Msgr. Pallu einige Tage von den Leiden der Reise erholt, so hielt er es für seine Pflicht, sich augenblicklich in sein apostolisches Vicariat von Tongking zu begeben. Ein muhamedanischer Kaufmann aus Vorderindien erklärte sich bereit, den Bischof mit seinen Begleitern um den Preis von 500 Thalern auf seinem Schiff dahin zu bringen. Er erhielt das Geld, ging aber damit durch und ließ den Bischof im Stich. Da Msgr. Pallu und de la Mothe keine andern Geldmittel mehr besaßen, so sah sich ersterer gezwungen, vorderhand in Siam zu bleiben. Ihm sowohl als auch Msgr. de la Mothe schien es das Beste, in Siam



Ein Häuptling der Stiëng.

selbst ein Seminar zu gründen und in demselben einheimische Priester für Tongking und Cochinchina heranzubilden. Allein auch dieß konnten sie trotz des besten Willens nicht in's Werk setzen, denn es mangelte ihnen an Geld. Die Tongkinesen und Cochinchinesen waren selbst aus ihrer Heimath vertrieben und ganz arm, die Portugiesen und Siamesen dagegen wollten ohne baare Bezahlung nichts liefern. Es blieb nichts Anderes übrig: Msgr. Pallu mußte sich nach reiflicher Überlegung und mit schwerem Herzen entschließen, nach Europa zurückzukehren, um selbst die nöthigen Geldsummen aufzutreiben und nach Siam zu bringen. Am 19. Januar 1665, also kaum ein Jahr nach seiner Ankunft, machte er sich auf den beschwerlichen Rückweg nach Frankreich. Nun aber schien Gott die vielen vergeblichen Bemühungen und das Vertrauen der beiden Bischöfe belohnen zu wollen, indem er ihnen von einer Seite Hilfe schickte, von der sie dieselbe am wenigsten erwartet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Sudan.

Apost. Vikariat Centralafrika. Endlich kommen uns wenigstens einige directe Nachrichten von den gefangenen Missionären im Lager des Mahbi zu, und wir beeilen uns, dieselben unsern Lesern mitzutheilen. Der erste Brief ist datirt aus Boga bei El-Obeid unter dem 1. Januar 1883. In demselben schreibt uns einer der Gefangenen, Dom Luigi Bonomi, also:

„Seit dem 1. Mai des verflossenen Jahres ist die Mission von Dar-Nuba vollständig von jeder Verbindung nicht nur mit Europa und Chartum, sondern auch mit El-Obeid abgeschlossen. Die wenigen und verstohlenen Botschaften, welche wir nach der letztgenannten Stadt senden konnten, mußten immer mit unserm Golde und unserm Blute erkaufte werden. Die politisch-religiöse Empörung, welche in gegenwärtiger Stunde fast den ganzen ägyptischen Sudan ergriffen hat, nahm ihren Anfang von den Ufern des weißen Nils, wälzte sich dann nach Westen in das Innere des Landes und drang bis ganz in die Nähe unserer Station von Delen vor. Hier verstärkte der Aufruhr, welchem sich die Araber und die Neger anschlossen, so sehr, daß die Empörer, nachdem ein Theil der Regierungstruppen zu ihnen übergelaufen, der Rest geschlagen war, gleichzeitig El-Obeid, Fashoda und Chartum bedrohen konnten.

Unter diesen Umständen mußten wir die Gründung neuer Stationen aufgeben, für welche bereits die nothwendigen Missionäre und Mittel zur Verfügung standen. Wir mußten Alles aufbieten, um nur unsere Niederlassung zu behaupten. Einige Soldaten hatte man uns zum Schutze des Gesetzes gegen den Sklavenhandel zugestellt; wir bewaffneten nun auch noch etwa 20 unserer christlichen Neger: das war unsere ganze Bedeckung. Doch hatten wir nichts ernstlich zu fürchten, bevor die Rebellen auf El-Obeid marschirten. Da bekamen unsere Soldaten den Befehl zum Rückzuge. Ihnen zu folgen, war für uns ein Ding der Unmöglichkeit; die vier Kameele, welche sie hatten, waren ihnen durch die Araber geraubt worden. Eine Fußreise von vier Tagen durch ganz feindliches Gebiet ohne Wasservorrath durften wir mit einem Zuge von wohl 100 Weibern und Negerkindern nicht wagen; sie aber verlassen, wäre ebensoviel gewesen, als sie der Sklaverei überantworten. Wir hatten also keine andere Wahl, als uns in die Hand der Vorsehung zu übergeben und dem Schutze der Rubier zu vertrauen, welche sich trotz der Heterieen der Araber uns gegenüber immer sehr freundlich bewiesen hatten. So blieb unsere Lage bis zum September.

Um diese Zeit kam ein Sendling des berühmten Derwisches, welcher an der Spitze der Rebellen steht, und es gelang ihm, den einen Theil der Einwohnerschaft zu verführen, den andern einzuschüchtern. Wir hielten nun Kriegsrath und beschloßen, mit unserer Handvoll Bewaffneter, mit unsern Negern und dem wenigen Vieh, welches die Schwestern noch hatten, bei Nacht einen heimlichen Fluchtversuch zu wagen. Wir wollten südöstlich über die Berge nach Fashoda ziehen, indem wir in dieser Stadt eine Zufluchtsstätte zu gewinnen und von ihr aus auf dem Flusse Chartum zu erreichen hofften¹. Alles war auf die

Nacht vom 14. auf den 15. September vorbereitet. Aber zu unserer großen Enttäuschung waren die Soldaten nicht marschbereit; wir mußten warten und während dieser Zeit benutzten einige Rubier die günstige Gelegenheit, alles, was noch in unserm Hause sich vorfand, zu rauben. Das Morgenroth des traurigen Tages erschien endlich; zum ersten Male läutete das Glöcklein nicht zum englischen Gruß und wurde in unserem Kirchlein die heilige Messe nicht gelesen. Da schickten Soldaten ohne unser Mitwissen einen Unterhändler an die Feinde mit dem Antrage ihrer Ergebung. Umsonst verwarnten wir uns dagegen, umsonst auch blieb ein Theil der Soldaten anfangs treu. Bald gingen sie alle in's Lager des Feindes und streckten ihre Waffen vor dem Zelte des Sendlings, den der Derwisch (Mahbi) gesandt hatte. Wir konnten nichts Anderes thun, als zu unserer Wohnung zurückkehren; nach einer Berathung faßten wir den Entschluß, uns dem Häuptlinge der Empörer zu stellen.

Der Mann hatte bereits am Abende vorher Kunde von unserm Fluchtplane. Drei christliche Neger hatten die Lebensmittel und das Reisegeld angenommen und waren dann, verlockt durch die Hoffnung auf einen Antheil an der Beute, hingegangen, hatten uns verrathen und sich für den Übertritt zum Islam bereit erklärt. Ich kannte den Anführer der Rebellen; er war früher ein Freund Msgr. Comboni's. Er sagte zu uns, wenn wir zum Islam übertreten wollten, würden wir unsere ganze Habe zurückhalten, Waffen und Gepäck, und dürften ruhig auf unserm Posten bleiben, wo nicht, so verlange er unser ganzes Eigenthum. Aus Gnade und zum freundschaftlichen Andenken an Msgr. Comboni versprach er uns Leben und Freiheit und gestattete, daß wir in unsere Heimath zurückkehrten. Wir hatten keine Wahl; wir lieferten unsere Waffen aus und luden ihn ein, Besitz von unserm Gute zu nehmen. Am nächsten Morgen stürzte sich eine Bande Araber und Rubier, Gelichter der schlimmsten Sorte, unter dem Gefange eines muhammedanischen Liebes auf unser Haus und namentlich auf unser Kirchlein. Mit wahrer Wuth stritten sie sich um die letzten Reste unserer Habe. Doch ließ man uns aus Mitleid das Gewand, das wir am Leibe trugen, und sogar ein Wechselkleid. Von Nahrungsmitteln retteten wir nichts als etwas trockenes Brod und ein Säckchen voll Linsen. Wir wären Hungers gestorben ohne die Barmherzigkeit der Einwohner, welche uns etwas Speise reichten. Leider konnten wir für die armen kleinen Negerkinder gar nichts bekommen. Trotz aller unserer Bemühungen konnten wir sie nicht retten. Es war für uns ein herzerreißender Schmerz, als wir es mit ansehen mußten, wie die armen Knaben und Mädchen vor unsern Augen mit Gewalt fortgeschleppt und wie unvernünftige Thiere unter die Araber vertheilt wurden. Ach wie viel lieber wären wir gestorben, als so unsere Kinder zu verlieren und in einigen Augenblicken die Frucht so vieler und saurer Mühe zerstört zu sehen!

Drei lange Tage mußten wir in einem Winkel unseres Hauses mitten unter diesen wilden Gefellen zubringen, welche

¹ Die Entfernung von Delen nach Fashoda beträgt in der Luftlinie wenigstens 60 geographische Meilen. Fashoda liegt unter dem

10.° n. Br. am weißen Nil, über 100 geogr. Meilen oberhalb Chartum. Von Delen nach El-Obeid beträgt die Entfernung nur etwa 30 geographische Meilen; allein diese Stadt wurde damals bereits vom Mahbi belagert.

uns vollständig in ihrer Gewalt hatten. Abends versammelten sich einige Kinder um uns zum Gebete; wir wollten sie trösten und aufrichten, aber unsere Worte und unsere Gebete wurden beständig durch Thränen erstickt. Endlich kam der Tag der Abreise; umsonst wollten unsere Freunde uns begleiten; nur zwei oder drei durften in der Eigenschaft als Diener unserer neuen Herren mitgehen.

Von Delen bis El-Dheid ist das ganze Land in der Gewalt der Rebellen. Von einigen Arabern und Nubiern begleitet, welche auf Seite des Derwischs standen, traten wir in Wahrheit unsern „Kreuzweg“ an. Mit Gewalt mußte man uns von einigen unserer Kinder losreißen, namentlich von den kleinsten, welche sich mit aller Kraft an uns festklammerten. Das Thal von Delen lag ruhig vor uns; nur das Klagen einiger alter Frauen, welche uns beweinten, und der Abschiedsgruß Goggiurs; der uns zuerst den Weg nach Dar-Nuba zeigte und uns als Gast unter seinem Zelte empfing, unterbrach die dumpfe Stille. Um unsern Schmerz noch durch Schmähung zu erhöhen, ließ man ein großes Bronzecrucifix vor uns hertragen; man wollte es dem Derwische bringen. Als aber die Nacht hereinbrach, gelang es uns, dasselbe zu verstecken, und beim Aufbruche am nächsten Morgen dachte Niemand mehr daran. Natürlich wurden uns die Wechselkleider und der kümmerliche Mundvorrath bald geraubt. Sogar unsere armen Nonnen wurden durchsucht und aller Dinge beraubt, welche der Habgucht unserer Herren gefielen. Wir mußten zu Fuß voran, in glühender Sonnenhitze, fast ohne Nahrung und bis zum Tode ermüdet. Bei jedem Dorfe kamen die Einwohner, um unsere Wächter zu begrüßen, die, mit dem Raube unserer Kirche und Wohnung geschmückt, uns hinter sich her schleppend im Triumphe einherzogen. Oft kamen die guten Landbewohner auch zu uns, indem sie in uns ihre früheren Gastfreunde erkannten, die ihnen nur Wohlthaten erwiesen hatten; sie baten uns in einem Ton voll Mitleid um ein Heilmittel und riethen uns, wir möchten doch Moslim werden, um unsere Freiheit wieder zu erlangen.

So marschirten wir neun Tage lang; erst ganz in der Nähe von El-Dheid machten wir Halt; wir warteten dann in einem nahen Dorfe auf unsern Anführer, der vorausgeeilt war, um unseretwegen Befehle zu empfangen. Der Derwisch hieß uns nach der Stadt bringen. Noch einmal gab es einen Aufenthalt; wir mußten den Schlüssel unserer tragbaren Apotheke und unserer Brodkiste einem Häuptlinge übergeben, den uns der Derwisch entgegen sandte. Diese Kiste enthielt auch einen Theil unseres Geldes; den Rest hatten wir unter uns getheilt und in unseren Kleidern verborgen. Gegen Mittag ging es voran. Der sandige Boden ermüdete die Schwestern sehr; auch ein kranker Laienbruder schleppte sich nur mühselig vorwärts. Endlich erreichten wir das Lager der Araber und des Derwischs vor El-Dheid. Die Menge drängte sich um uns, voll Neugierde, uns zu sehen, und voll Wuth, weil wir auf den muhammedanischen Spruch: La ilah ila Allah na Mohammed rosul Allah (Allah allein ist Gott und Muhammed ist Gottes Gesandter) nicht antworten wollten. Im Schatten eines Baobab machten wir Halt; da hatten wir neue Beschimpfungen auszustehen; man nahm uns die Rosenkränze, Skapuliere, Medaillen. Wir waren so erschöpft, daß wir auch nicht den mindesten Widerstand leisten konnten. Einige Schritte weiter nahm man uns unsere Gürtel und Westen; vorzüglich quälte der Pöbel die Schwestern und bedrohte sie unter lautem Ge-

schrei mit Stockprügeln. Aber die Unmenschlichkeit und Habgier unserer Henker schreckte uns wenig; wir hatten das Opfer unseres Lebens bereits gebracht. So kamen wir langsam inmitten eines höllischen Lärmes und unter einer glühenden Sonne in das Lager; wir erblickten in der Ferne die Stadt El-Dheid. Man gestattete uns etwas Ruhe in der Strohhütte eines Häuptlings, der uns mit der gewöhnlichen arabischen Gastlichkeit aufnahm, uns Brod und Wasser reichte und sogar etwas Kaffee, den wir so lange nicht mehr verkostet hatten. Der Derwisch schlief um diese Stunde, und wir mußten warten, bis es ihm gefiel, uns zu empfangen. So konnten wir etwas ruhen und ein wenig unsere Gedanken sammeln.

Der Anführer der Rebellen, den wir mit dem Namen Derwisch bezeichnen, wird von den Arabern Mahbi (Prophet) oder Iman genannt. Er ist eine Art muhammedanischer Geistlicher, mag 40 Jahre alt sein, hat eine röthlich-braune Hautfarbe, ziemlich hohe Gestalt und angenehme Gesichtszüge¹. Seit langer Zeit hatte er den Plan gefaßt, den Islam in den Ländern, welche unter europäischem Einflusse stehen, neu zu beleben. Die Unzufriedenheit, welche die zu schweren Steuerlasten in den Provinzen des Sudan hervorriefen, boten ihm eine günstige Gelegenheit. Er begann nunmehr an den Ufern des weißen Nils im Namen Gottes und des Propheten offen den Aufstand zu predigen. Nach einer Überlieferung der Araber soll der Mahbi oder Prophet in den letzten Zeiten den Koran predigen und den Islam über die ganze Erde ausbreiten; dann würde auch Jesus Christus, nach ihrem Glauben ebenfalls nur ein Prophet, sich mit dem muselmännischen Propheten verbinden und alle Christen auffordern, die Religion Muhammeds anzunehmen. Mit ungemein großem Geschick verstand Muhammed Achmed — so heißt der Mahbi — diese Überlieferungen, die Unzufriedenheit der Bevölkerung und die Schwäche der Regierung zu benützen. Man schickte aus Chartum nur ganz ungenügende Streitkräfte, welche unter unfähigen Anführern standen, sich zersplitterten und dann der Reihe nach angegriffen und niedergemetzelt wurden. Von nun an stieg die Begeisterung der Moslim für ihren Mahbi oder Seib von Tag zu Tag. Die Uferstämme des weißen Nils fürchteten aber doch noch die Rache der Regierung, wandten sich mehr nach Westen, und so kam die Empörung in das Land von Nuba. Umsonst verlangte der Mudir, welcher El-Dheid be-

¹ Ein anderer Missionär beschreibt den Mahbi also: „Muhammed Achmed ist zu Chartum geboren. Von Jugend auf betrieb er, wie die meisten seiner Mitbürger, das Handwerk eines Schiffsbauers. Um dasselbe mit größerem Nutzen zu üben, verließ er mit seinen zwei Brüdern die Vaterstadt, fuhr den weißen Nil aufwärts und ließ sich in den großen Waldungen nieder, welche ihm das beste Bauholz für seine Nilbarken lieferten. Im Jahre 1871 gab er sein Handwerk auf und zog sich in eine Einsiedelei zurück; sehr bald erwarb er sich den Ruf großer Heiligkeit. Während zehn Jahren lebte er in einer Steingrotte am Flußufer; daselbst empfing er den Besuch vieler Araber, welche ihn um Rath frugen. Erst im Juli 1881 beunruhigte sich die Regierung ob des ungeheuren Pilgerzulaufes, als die umliegenden Stämme die Steuern verweigerten. Jetzt schickte der Gouverneur Reuf Pascha 250 Soldaten, um die Empörer zur Unterwerfung zu zwingen. Aber diese Handvoll Leute wurde mit leichter Mühe von den Anhängern des „Heiligen“ vernichtet. Die Empörung wurde eine allgemeine, und die rasch sich folgenden Schlappen der ägyptischen Truppen dienten nur dazu, den Fanatismus der Schaaren des Mahbi noch mehr zu entflammen.“

fehlte, von der Regierung Hilfstruppen. Erst als die Lage ganz verzweifelt war, entschloß man sich zum Handeln. In Chartum, in El-Obeid, in Faschoda wurden Streitkräfte zusammengezogen. Was ist aus ihnen geworden? Wie die Araber sagen, wären sie vernichtet worden.

Wie es sich mit diesen ernsten oder vorgeblichen Anstrengungen der ägyptischen Regierung auch verhalten mag: so viel ist gewiß, der Seïd rückte rasch vor El-Obeid und steht nun in einem Dorfe nur wenige Stunden vor der Stadt. Mehr brauchte es nicht, um alle Araber Kordofans, die Einen aus Furcht vor ihm, die Andern aus Beutegier, in sein Lager zu ziehen. Unter diesen Überläufern befand sich auch ein Christ Namens Georg Stambuli, welchen die Furcht vor dem Tode mit seiner Frau und seinem Sohne in das Lager des Feindes führte. Zum Scheine nahm der Unglückliche den Islam an; in der Folge war uns dieser Mann während unserer Gefangenschaft von großem Nutzen.

Der Befehlshaber von El-Obeid zog sich mit dem Häuflein seiner Getreuen, darunter auch das Personal der katholischen Mission und die christlichen Kaufleute (Griechen und Syrier), in die Citadelle der Stadt zurück. Der Seïd nahm ringsum das ganze Land in Besitz und lagerte sich in fester Stellung zwei Kilometer vor der Stadt auf einer Anhöhe, welche das Thal beherrschte, in dem sich die Brunnen befinden. Die wenigen Truppen, welche den Platz verteidigten, wagten keinen Ausfall mehr; die Lage der Umschlossenen wird täglich hoffnungsloser und muß zu einer Katastrophe führen, wenn kein Entsatz von Chartum kommt.

So standen die Dinge, als wir in Boga, dem Hauptquartiere des Seïd, ankamen. Etwa eine Stunde nach unserer Ankunft wurden wir vor den Mahdi geführt. Wir waren 7 Personen — 2 Priester: Dom. Joseph Ohrwalder und ich; 2 Laienbrüder: Joseph Regnotto und Gabriel Mariani; 3 Nonnen: die Schwestern Amalia Andreis, Eulalia Pesavento und Marietta Caprini. Der Seïd befragte uns sehr genau über unseren Stand und unsere Mission. Wir antworteten so gut wir konnten, erklärten den Beruf eines Priesters und einer Nonne und sagten ihm, unser Zweck sei, die armen Negerkinder im Christenthume zu unterweisen. Der Seïd las uns dann eine Geschichte vor, die wir nicht vollkommen verstanden; ich meine, es handelte sich um einen Kaiser oder orientalischen Fürsten, der den Islam annahm, wobei er uns den Wink gab, wir würden wohl daran thun, dessen Beispiel nachzuahmen; doch hatte er noch nicht den Muth, uns ohne Weiteres dazu aufzufordern. Er ließ uns zu essen bringen und rief Georg Stambuli, der als neubekehrter Moslim auch uns zum Islam bekehren sollte. Dieser hatte bereits um unsere Ankunft erfahren und erschien sofort; er war uns als Dolmetsch von großem Nutzen. Er führte uns zu unserer neuen Wohnung; das war nichts Anderes, als eine Umfriedigung von Schilf unter freiem Himmel, in welcher wir uns den neugierigen Blicken der Menge nicht entziehen konnten.

Es war am 27. September 1882. Der Vollmond stieg strahlend vor unseren Augen empor. Nachdem Georg uns angezeigt hatte, die Weigerung, zum Islam überzutreten, würde uns ganz bestimmt das Leben kosten, hielten wir zusammen unser spärliches Nachtmahl, welches aus einem Stücklein Brod bestand. Wir erwiederten, man solle doch nur keinen Abfall vom Christenthum von uns erwarten, und wiesen ebenso die Aufforderung zurück, eine ungeheuer Summe als Preis

unserer Freiheit zu entrichten. Er hatte uns dann gesagt, wir sollten uns diese Nacht noch einmal bedenken, und auf unsere Antwort, daß wir zwar den Tod nicht herbeisehnten, daß wir aber um so zufriedener wären, je rascher er käme, rief er uns im Fortgehen zu, der nächste Morgen würde wahrscheinlich unseren Martertod erblicken. Dieser Gedanke erfüllte unser Herz mit großer Freude. Dann trat der Kalife, der Stellvertreter des Seïd, in den Verschlus, in welchem wir gelagert waren. Er stellte mit verdoppeltem Eifer und noch viel bestimmter die gleiche Forderung an uns; hierauf ging er fort, nachdem er uns einige Wassermelonen geschenkt hatte. Unter anderen Umständen würden wir nichts davon gekostet haben, denn sie gelten für ungesund; wir glaubten aber so bestimmt an unseren Tod, daß wir ruhig davon kosteten. Auch riefen wir Georg nochmals herbei und übergaben ihm das Geld, das wir bisher noch verstecken konnten, indem wir ihn baten, am nächsten Morgen vor unserer Hinrichtung uns noch einmal zu besuchen, um unsere letzten Aufträge entgegenzunehmen. Dann schickten wir uns an, die Nacht in heiliger Freude zuzubringen. Wir verrichteten unsere Gebete gemeinsam; wir beichteten Alle und empfangen die Lossprechung. Dann schrieben wir beim Scheine des Mondes auf einen Fez-Papier eine Art Testament, welches wir Alle unterschrieben und am nächsten Morgen Georg anvertrauen wollten, damit er es nach Europa sende. Nach dem Abendsegen legten wir uns zur Ruhe und haben nie so sanft und fest geschlafen; alle unsere Leiden waren vergessen, und die Welt machte uns keine Sorge mehr.

Am Morgen weckte uns das Schmettern einer Kriegstrompete und das Wirbeln einer Trommel. Von allen Seiten zogen bewaffnete Schaaren herbei, jede der Fahne ihres unmittelbaren Führers folgend. Wir meinten, es gelte einen Sturm auf die Stadt; aber es war nur eine große Heerschau. Bald erschien der Seïd inmitten seiner Krieger; er saß auf einem weißen Kameele; hinter ihm kauerte ein Knabe, der einen offenen Sonnenschirm über das Haupt des Mahdi hielt. Von unserem Platze aus konnten wir die ganze Ebene vor El-Obeid überschauen. Es waren wohl 25 000 Soldaten auf dem Platze; vielleicht 10 000 davon waren mit Schießgewehren bewaffnet. Schon war es 11 Uhr Morgens. Georg sagte uns, eine solche Truppenschau werde jeden Freitag gehalten. Da kam eine Abtheilung Soldaten, um uns vor den Seïd zu führen, der uns inmitten seiner Armee erwartete. In einem Blicke tauschten wir unsere Gedanken aus; wir übergaben Georg unser kleines Testament und eine Reliquie vom wahren Kreuze, welche wir bei unserer Plünderung gerettet hatten, und folgten der Wache. Unsere Bedeckungsmannschaft war nicht überflüssig; von allen Seiten umdrängte uns die Menge heulend, drohend und grinsend vor Haß und Muth; unsere Häfcher mußten auf jedem Schritte uns verteidigen vor den Lanzen und Säbeln, welche man gegen uns schwang. Wir machten den Weg, indem wir die Gebete der Sterbenden miteinander beteten und dem Heilande für die Ehre dankten, daß er uns würdige, um des Glauben willen zu sterben. Der Seïd erwartete uns in der Nähe des kleinen katholischen Friedhofes, wo wir früher unsere Mitbrüder zur letzten Ruhe gebettet hatten. Wir erkannten den Platz sehr wohl und dankten Gott, der uns dieselbe Ruhestätte schenkte. Nochmals erneuerten wir Reue und Leid, spendeten uns gegenseitig die Lossprechung und traten so vorbereitet vor den Seïd.

„Gott führe euch zur Wahrheit!“ redete er uns an. Diese Worte hatten an sich nur einen sehr guten Sinn; wir gaben also ein Zeichen der Zustimmung. Der Seib forderte uns nun auf, voranzugehen, und er folgte uns unmittelbar, um uns so wirksamer gegen die Wuth der Menge schützen zu können. Am Fuße des Hügels angekommen, wo seine Wohnung stand, wiederholte er die gleichen Worte und verließ uns. Wir wußten nicht, was das bedeuten sollte, namentlich da er den Seinigen befohlen hatte, den Säbel in die Scheide zu stecken. Bald wurde unser Zweifel gelöst. Einer der obersten Befehlshaber sprengte auf uns zu, hielt vor uns und stellte in rauhem Tone die Frage: „Wollt ihr Moslims werden oder wollt ihr sterben?“ — „Lieber sterben“, antworteten wir Alle einzeln. Nochmals wiederholte er die gleiche Frage, und auf unser abermaliges Nein riß er sein Roß herum und ritt davon. Jetzt wurden wir in die Wohnung des Seib geführt, und man setzte uns Speise und Trank vor. Wir bedurften wohl einer Erquickung. Nach einem Aufenthalte von mehreren Stunden führte man uns in den Verschlag zurück, in welchem wir die letzte Nacht zugebracht hatten. Am Abende erhielt Georg auf seine Bitte die Erlaubniß, uns auf Gefahr seines Kopfes in seine eigene Wohnung nehmen zu dürfen. Es war das eine große Erleichterung für uns, und wir begaben uns sofort nach seiner Hütte.

Georgs Frau und Sohn nahmen uns mit offenen Armen auf, und wir hatten am folgenden Tage die Freude, sein neugeborenes Mädchen taufen zu können. Allein die zur Noth hergerichtete Hütte unseres Gastes war nun viel zu klein; wir mußten aus Stroh einen Anbau machen, um Schlafstätten zu gewinnen. Noch elender war es um unsere Nahrung bestellt. Im Lager war Alles übermäßig theuer, und unser Geld reichte nicht weit. In Folge unserer Strapazen und der ungesunden Nahrung verfielen wir rasch einer unbeschreiblichen Schwäche. Die kleine Apotheke hatte man uns genommen; wir waren also ausschließlich auf geistlichen Trost angewiesen, den wir uns gegenseitig spendeten, indem wir zusammen alle Gebete verrichteten, welche wir auswendig wußten; denn die heilige Messe lesen konnten wir nicht, und unsere Breviere waren uns längst genommen.

Inzwischen ließ man nicht nach, uns mit Drohungen zum Abfalle zu bringen. Um uns mehr zu schrecken, redete man nicht mehr von unserer Hinrichtung, sondern man drohte, uns zu trennen und einzeln als Sklaven in die Zelte der Araber zu vertheilen. Man wandte sich vor Allem an die Schwestern und ließ ihnen keinen Zweifel über das Loos, das ihrer harre. Das war für diese reinen Seelen ein unsägliches Martyrium. Es gefiel dem Heilande, diese Leiden abzukürzen. Fieber und Dysenterie warf eine der Schwestern auf das Sterbelager, und sie verschied am Abende des 27. Octobers. Es war Schwester Eulalia Pesavento. Wir hüllten ihre Leiche in eine Matte, wie im Lande üblich, verbrachten die Nacht bei ihr im Gebete und begruben sie am nächsten Morgen hundert Schritte von unserer Wohnung. Der Laienbruder Gabriel Mariani folgte ihr bald in's Grab; er starb am 31. October 11 Uhr Morgens. Endlich hauchte noch Schwester Amalia Andreis am 7. November ihre Seele in die Hand ihres Schöpfers. Wir waren noch vier. Der Tod unserer Gefährten hatte grausamen Leiden ein Ziel gesetzt, grausamern, als der Martertod gebracht hätte. Die Überlebenden waren in einem traurigen Zustande; als Georg unsere Lage dem

Seib auseinandersetzte, hatte dieser gesagt, er würde ihm erlauben, uns nach Chartum zu bringen, wenn der Weg dorthin frei wäre. Unsere Lage wurde jetzt aber etwas besser. Am den 20. December gelang es Georg, einen Brief unseren in El-Dheid eingeschlossenen Missionären zu übermitteln und von ihnen eine Antwort zu erhalten. Wir erfuhren nun, daß die Christen mit ihren Vorräthen sich in die kleine Citabelle der Stadt flüchten und ihre Häuser und Kirche der Plünderung überlassen mußten. Sie waren um jene Zeit alle von einer ansteckenden Krankheit, von dem Skorbut, befallen; der hochw. P. Losi war am Sterben. Sie schickten uns einige Kleidungsstücke, eine Decke und 600 Mark. Eine Woche später erhielten wir noch einmal Nachricht. Man theilte uns den Tod P. Losi's mit, welcher am 27. December starb¹, und die Erkrankung P. Rossignoli's, eines Klerikers und dreier Schwestern. Wir konnten nichts zu ihrer Hilfe thun. Wir können nicht einmal unbemerkt unsere Hütte verlassen; nur zu Gott beten können wir, daß er ihnen Muth und Kraft zur Ausdauer verleihe. Ich schließe den Brief; sein Träger ist zur Abreise bereit. Hoffentlich erreicht er seine Bestimmung!“

Dieser letzte Wunsch des Missionärs hat sich erfüllt; aber erst nach langer Zeit, wie der Leser aus dem Datum des Briefes ersehen wird. Zugleich mit diesem Schreiben kam noch ein kürzeres Briefchen an, ebenfalls von dem hochw. Herrn Bonomi, datirt El-Dheid, den 29. Januar 1883:

„Heute habe ich eine traurige Zeitung zu melden! El-Dheid hat sich am 19. des laufenden Monats ergeben, nachdem Bara² schon am 3. gefallen war. Beide Städte sind jetzt in der Gewalt des Mahdi, und wir können von Glück sagen, daß man uns nicht niedergemetzelt hat. Alle Christen wurden gezwungen, Moslim zu werden. Die Unsrigen waren alle krank am Skorbut; gegen die Schwestern wandte man Gewalt und Drohungen an; aber sie blieben alle treu, und man erlaubte ihnen endlich, sich uns anzuschließen. Man hat uns Alles geraubt; wir haben nichts mehr als einige Kleidungsstücke und ein wenig Geld. Das wird nicht mehr lange ausreichen, und dann muß der liebe Gott uns helfen; denn wenn er uns nicht zu Hilfe kommt, weiß ich nicht, wie es uns gehen wird.“

Die Schwestern von El-Dheid erholen sich wieder ein wenig in der frischen Luft. P. Joseph Ohrwalder ist ganz gesund und grüßt Sie. Nach der Übergabe mußten alle Einwohner ihre Häuser verlassen; der Mahdi allein schlug seine Wohnung in der ‚Muderia‘ (d. h. Residenz des Mudir oder Gouverneur) auf. Lassen Sie Kunde von uns nach Europa gelangen und beten Sie für uns, die wir seit 4½ Monaten keine heilige Messe mehr feiern konnten.“

Nachrichten, welche der Berliner „Post“ aus Chartum unter dem 6. April geschrieben wurden, bestätigen die mitgetheilten Briefe in vollem Maße wie aus folgenden Zeilen erhellt:

„Die Ansiedelungen der Missionäre wurden total ausgeplündert; die schwarzen Böglinge, welche den Unterricht im katholischen Glau-

¹ Der hochw. P. Giovanni Losi, der Obere von El-Dheid, ist, den Briefen aus Chartum vom 16. März zufolge, seinen Leiden erst am Neujahrstage 1883 erlegen. Er starb im Rufe der Heiligkeit. Beim Falle von El-Dheid kamen alle übrigen Missionäre ebenfalls in die Gefangenschaft des Mahdi. Es sind der hochw. P. Don Paolo Rossignoli, der Kleriker Don Tiboro Locatelli und die Schwestern Theresia Grigolini (Oberin), Concetta Corsi, Catharina Ghincarini, Elisabetha Venturini und Fortunata Quassé.

² Etwa 10 geogr. Meilen nördlich von El-Dheid.

ben erhielten, wurden fortgeschleppt. Die Mädchen wurden dem Harem des Mahdi einverleibt. Die Missionäre selbst wurden aufgefordert, dem christlichen Glauben abzuschwören. Sie entgegneten, daß sie lieber den Tod erdulden, als um solchen Preis ihr Leben retten würden. Eines Abends wurden sie benachrichtigt, daß sie sich für ihre Hinrichtung vorzubereiten hätten, welche schon am nächsten Morgen stattfinden werde. Sie verbrachten die Nacht im Gebete und wurden frühzeitig von einer Schaar Lanzenmänner vor den Mahdi geführt, welcher an sie die Frage richtete, ob sie ihm nichts zu sagen hätten. Sie erwiderten: „Wir sind zum Sterben bereit.“ In einer Anwandlung von Großmuth erklärte darauf der Mahdi, daß er ihnen das Leben schenken und sie in die Heimath schicken werde. Er selbst, so fügte er hinzu, werde sich bald mit Christus vereinigen, dem Christus, der auch ein Prophet, wenn auch nicht gerade Gottes Sohn sei, und der bald kommen werde, um mit ihm, dem Mahdi, gemeinschaftlich eine allgemeine Religion für das ganze Weltall zu begründen. Seit jenem Tage befinden sich die Missionäre im Lager des Mahdi und sind der härtesten Behandlung und allem Elende ausgesetzt. Es sind im Ganzen elf Personen: drei Priester, sechs Schwestern und zwei Laien. Sie leiden furchtbar an Skorbut und Dysenterie. Zwei Schwestern und ein Laie sind in Nuba gestorben. In Obeid ist auch einer der Priester mit Tod abgegangen.“

Der Heilige Stuhl hat sich an die englische Regierung gewendet, um die Intervention derselben für die Befreiung der armen Missionäre anzurufen. Bisher sind jedoch alle Bemühungen des Generals Hicks in dieser Richtung vergeblich gewesen.

Südafrika.

Apost. Präfector Sambesi. Aus einem uns gütigst zur Einsicht mitgetheilten Privatbriefe des hochw. P. Weiskopf S. J., der schon seit dem Sommer 1880 trotz wiederholter schwerer Krankheit treu auf seinem Posten von Panda-ma-tenka aushält, entnehmen wir folgende Zeilen:

„Wie geht es den Pionieren in Panda-ma-tenka? Dem Obern dieses Postens (P. Weiskopf) rathen Alle einstimmig, das Sambesigebiet wenigstens für ein Jahr zu verlassen, um seine Kräfte wieder herzustellen. Meine Gesundheit läßt freilich viel zu wünschen übrig. Seit Juni habe ich meine Stimme ganz verloren; wenn ich sprechen muß, kann ich es nur leise und dabei muß ich mir noch Mühe geben. Das Übel kommt von einem ungemein hartnäckigen Husten, der mir seit langer Zeit auch Nachts keine Ruhe läßt. Vor Jahresfrist kann aber von meinen Obern keine Erlaubniß zur Abreise eintreffen, und bis dahin mag es wohl zu spät sein. Nun, „es geschehe dein Wille!“ Ein Soldat kann seinen Posten nicht verlassen, bevor er regelrecht abgelöst ist.

Wir hatten dieses Jahr eine harte Zeit am Sambesi. Zwei Expeditionen sollten von hier aus über den Strom vordringen. Mowemba sollte zurückerobert, eine Niederlassung in der Barotse gegründet werden“ . . . (P. Weiskopf erzählt hier kurz die Reise P. Engels' nach Mowemba, welche wir ausführlich berichteten, und fährt dann fort:) „Aber warum die Station von Mowemba wieder besetzen? werden Sie fragen. Auf Mowemba selbst kommt es eigentlich nicht so viel an; aber eine Station nach der Ostküste hin zur Verbindung mit den Missionsstationen am Unter-Sambesi, oder besser gesagt, ein Weg von der Ostküste mit geeigneten Verbindungsstationen ist durchaus notwendig, und es muß dazu ein Anfang gemacht werden. Die Gründe anzuführen wäre zu weitläufig; man muß persönlich in Afrika leben; die tägliche Erfahrung zeigt die Nothwendigkeit.

Die Bewohner der Barotse machten dieses Jahr, in den Monaten Mai bis August, einen Raubzug in das Gebiet der östlich (am Kafue) wohnenden Maschukukombe. Der König selbst und die ganze wehrfähige Mannschaft betheiligte sich. Wir erhielten von dem Könige Nachricht, er werde uns nach Beendigung des Krieges

einen Kahn schicken, um die Missionäre abzuholen. Der Feldzug war zu Ende, aber keine Nachricht kam. Da die Zeit drängte, machte sich P. Berghege mit Bruder Allen und einem Treiber auf den Weg. Neue Schwierigkeiten! Am jenseitigen Ufer wollte man den Missionären nicht helfen, keine Träger, keine Kähne waren aufzutreiben. 20 Tage warteten sie vergeblich und gaben sich alle erdenkliche Mühe. Endlich mußte der Pater sich entschließen, nach Panda-ma-tenka zurückzukehren, da keine Aussicht vorhanden war, auch nur einen Schritt weiterzukommen und da überdies sowohl der Bruder als der Treiber am Sambesi-Fieber schwerkrank daniederlagen. Als er bei uns eintraf, begann die Regenzeit. Nun schickte der König Boten, die Missionäre sollten kommen; allein zur Regenzeit ist eine Ansiedelung immer gefährlich und überdies waren viele der Untrigen krank; es schien daher gerathen, einige Monate zu warten, und erst mit Eintritt der besseren Jahreszeit hinzuziehen . . . Wie ich vernehme, werden protestantische Missionäre nächstens auch versuchen, in der Barotse sich niederzulassen. Das wird immerhin eine Schwierigkeit mehr für uns sein; denn die Protestanten verfügen über ganz andere Geldmittel als wir, und das ist im Anfang ein mächtiger Hebel. Aber diese Herren lassen ihre Frauen nicht gern zurück, und das dürfte für sie ein gewaltiger Hemmschuh sein.

Unsere Kapelle mit ihrem schönen Altar und den Kreuzwegbildern an den Lehmwänden ist recht hübsch, die Zahl der Katholiken aber, zumal unter den Schwarzen, sehr gering. Der Garten liefert Getreide, Kartoffeln und Gemüse, wofür wir dem lieben Gott nicht genug danken können. Diese drei Jahre, welche ich hier bin, mußten wir um unser Leben kämpfen, wenn wir nicht verhungern wollten, namentlich in diesem letzten Jahre, wo wir so zahlreich hier sind. Beten Sie für uns!“

Am Unter-Sambesi sind bis jetzt drei Missionsstationen besetzt: zu Quilimane, an der Mündung des nördlichsten Sambesi-Armes in den Indischen Ocean; zu Mopea, wo sich der Sambesi in seine Deltaflüsse spaltet, und zu Tete, der schon mehr als 60 geographische Meilen stromaufwärts gelegenen letzten portugiesischen Niederlassung. Von Tete nach Sumbo, das früher ebenfalls von Portugiesen bewohnt wurde, ist wiederum eine Entfernung von etwa 50 geogr. Meilen und eine ähnliche von Sumbo bis Wanki's Kraal. Eine Niederlassung unter den Batongas würde also nur etwa 100 geogr. Meilen von Tete und 50 von Sumbo entfernt sein, bis wohin der Sambesi, wiewohl schwierig, schiffbar ist; während anderseits Panda-ma-tenka von Tati 50, von Kimberley 170, von Grahamstown mehr als 220 geogr. Meilen in der Luftlinie entfernt ist. Es liegt mithin auf der Hand, wie vortheilhaft es wäre, wenn die Missionäre eine Verbindung mit den Stationen am Unter-Sambesi herstellen könnten.

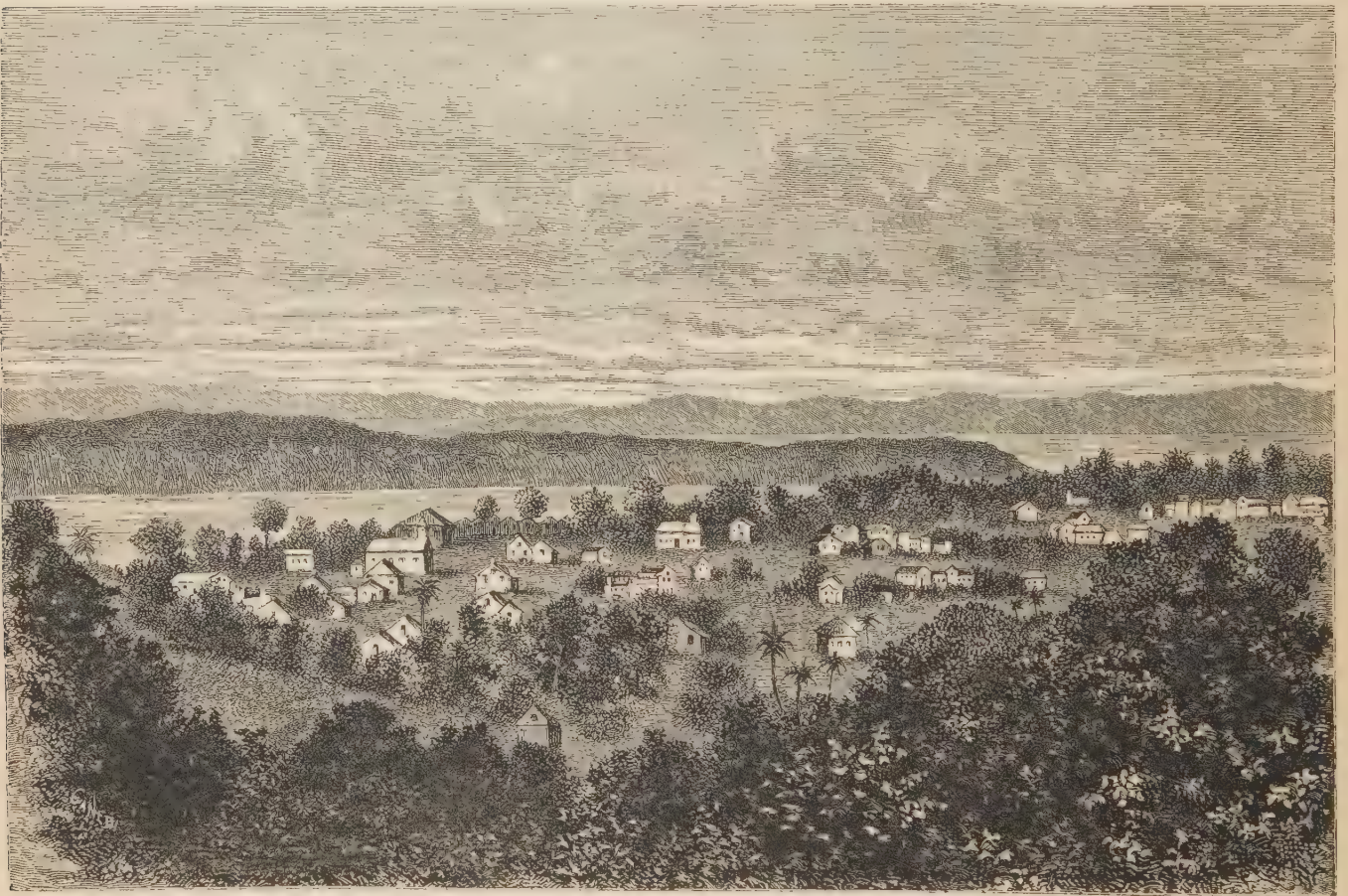
Über die Gründungsgeschichte der Mission am Unter-Sambesi hoffen wir unsern Lesern demnächst ausführlicher berichten zu können. Wie wir seiner Zeit mittheilten, forderte die Gründung der Station von Mopea schon in den ersten Monaten, am 30. Juni 1881, das Leben eines deutschen Missionärs, des hochw. P. Ferdinand Heep S. J.; zwei seiner Mitbrüder, Bruder Dowling, ein Engländer, und P. Moulinard, ein Franzose, folgten demselben im Laufe des letzten Jahres zur ewigen Krone. Für heute fügen wir nur noch den Brief P. Gabriels bei, welcher augenblicklich zur Herstellung seiner ebenfalls vom Sambesi-Fieber erschütterten Gesundheit sich in Bombay aufhält. Seine Zeilen geben uns einen Überblick über das Missionsgebiet in den portugiesischen Besitzungen in Ostafrika:

„Die weiten Länderstrecken, welche Portugal an der Ostküste Afrikas besitzt, sind in sieben Provinzen getheilt und stehen unter einem in Mozambique wohnenden General-Gouverneur. Jede dieser

Provinzen hat aber ihren eigenen Gouverneur und Richter, der die Provinzialverwaltung mit der höchsten richterlichen Gewalt in seiner Hand vereinigt. Elfenbein, Kupfer, Gold, Farbhölzer sind die hauptsächlichsten Gegenstände der Ausfuhr und die Hafenplätze von Mozambique, Quilimane und Inhambane die Haupthandelsplätze. Die Einwohnerschaft des portugiesischen Gebietes besteht aus Negern verschiedener Stämme, dann aus einer zahlreichen Mischlingsrasse; endlich liefern sowohl Europa als Asien einen nicht unbedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung.

Seit der Vertreibung der religiösen Orden aus den portugiesischen Kolonien im Jahre 1834 war Civilisation und sittlicher Fortschritt beständig im Sinken. Zahlreiche Ruinen von Klöstern der Dominikaner, Franziskaner, Karmeliten und Jesuiten oder Paulisten, wie man sie nannte, finden sich im Innern als ebensovielen Zeugen einer glücklicheren vergangenen Zeit. Die Neger, welche damals

bekehrt waren und in Sumbo, Tete, Senna, Gorongoza, Sofala u. s. w. zahlreiche Gemeinden bildeten, sind zu ihrem alten Aberglauben und zu ihren früheren schändlichen Sitten zurückgekehrt. Auf meiner Reise in das Innere traf ich in der Nähe von Senna die Familie eines Blinden; es waren Getaufte und die Nachkommen von Christen. Mit Thränen in den Augen sah ich den Mann auf den Knieen und umgeben von seinen Weibern (!) und Kindern und hörte, wie sie zusammen nach einer schönen Melodie das ‚Vater unser‘ und ‚Gegrüßt seist du Maria‘ in ihrer Landessprache sangen. Aber außer der Taufe, welche ihnen von den Eltern gespendet worden war, hatten sie nichts vom Christenthume, und ihre Sitten unterschieden sie kaum von ihren ungetauften Landsleuten. Da haben wir wahrlich eine Erläuterung des Wortes: ‚Ich will den Hirten schlagen, und die Schafe werden zerstreut werden!‘ Seit vielen Jahren war kein Hirte da, und die Heerde hat sich weit in die Wüste



Monrovia, Hauptstadt von Liberia.

verirrt; sie hat den Pfad des Heiles verloren und wandert umher in der Finsterniß des Todes.

Gleichwohl haben die Neger am Sambesi noch einen letzten Funken der Offenbarung. Sie glauben an ein höchstes Wesen, welches sie ‚Muhunga‘ oder ‚Mosenga‘ nennen. Glück und Segen kommen von ihm, ebenso jedes Übel, das sie treffen kann. In ihrem Aberglauben wähnen sie aber auch, daß Unglück und Krankheit von feindseligen Leuten verursacht werde. Beim ersten Unwohlsein ziehen sie sofort einen Zauberer zu Rath, und dieser ‚Mitti‘ erprobt durch einen höchst einfachen Versuch die Schuld oder Unschuld der verdächtigen Person. Er legt ein kleines Stückchen von einem Strohhalme in einen Topf; will er nun die Unschuld des Angeklagten beweisen, so setzt er den Topf über ein starkes Feuer, und die Luft wird erhitzt und treibt den Strohhalme in die Höhe; will er aber

die Schuld darthun, so setzt er den Topf hoch über eine schwache Flamme: der Strohhalme bleibt liegen und beweist den Frevler des Verdächtigen. Die armen unwissenden Leute bemerken den Betrug nicht und vertrauen so fest auf die Entscheidung des Zauberers, daß sie manchmal sogar die eigene Mutter dem Tode überliefern, wenn diese also für eine Hexe erkannt wurde.

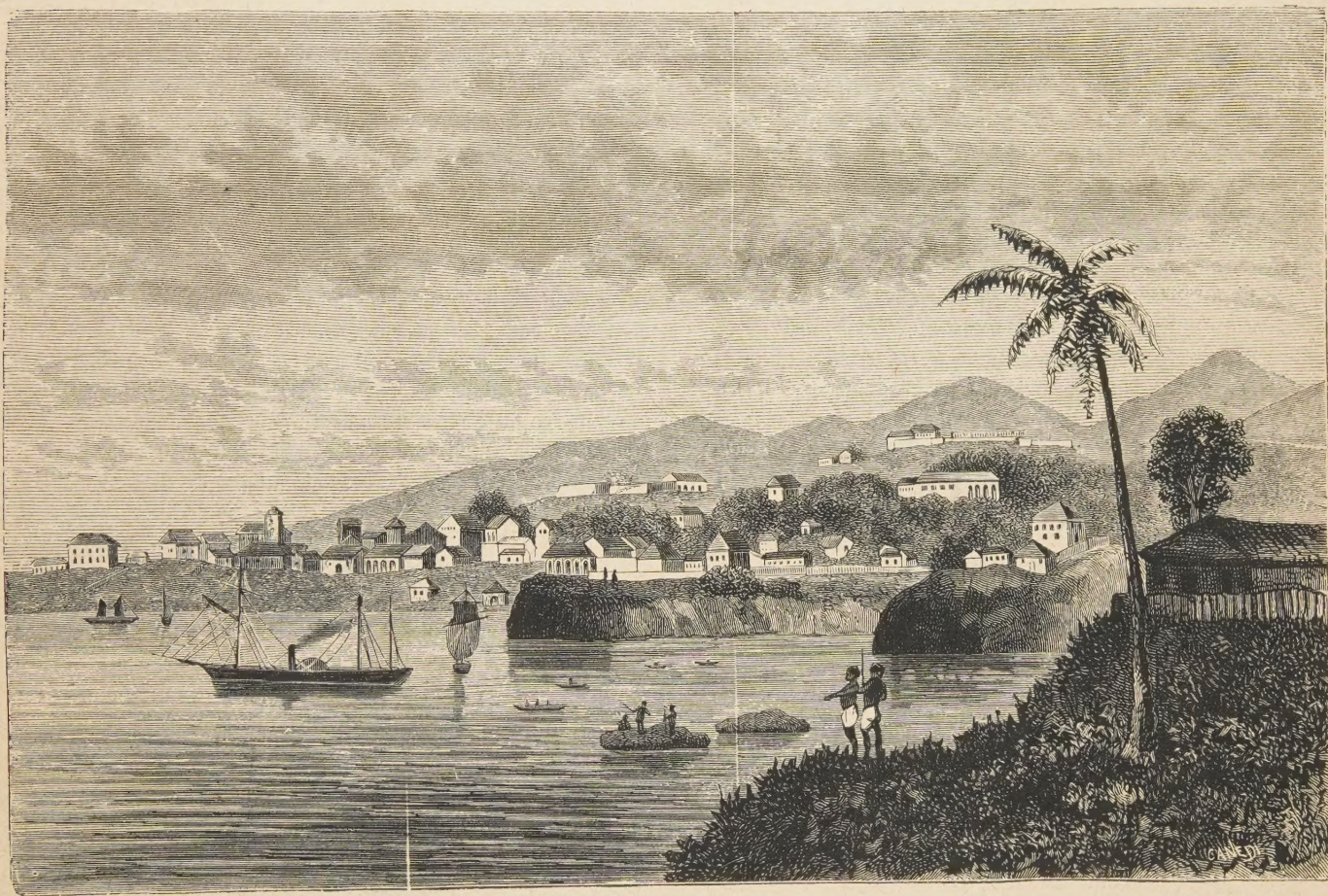
Für Bildung und Fortschritt ist seitens der Regierung sehr wenig geschehen. Kaum in den Hauptortschaften besteht eine Knabenschule, in welcher die Anfangsgründe von Lesen und Schreiben gelehrt werden. Mädchenschulen gibt es auch nicht eine einzige, und die Folgen einer solchen unverantwortlichen Vernachlässigung des weiblichen Unterrichtes liegen nur zu sehr auf der Hand. Mozambique allein kann als Ausnahme genannt werden. Die Bewohner von Quilimane erkennen die Nothwendigkeit einer ordentlichen Schule

und haben letztes Jahr eine Bittschrift an die Regierung von Lissabon gerichtet, um die Erlaubniß zur Eröffnung einer Unterrichtsanstalt für Knaben zu erhalten. Sammlungen haben zu diesem Zwecke stattgefunden und ein geräumiges Haus wurde dem Obern der Jesuitenmission, der sich damals in Mopea aufhielt, mit der Bitte angeboten, die Leitung der Schule zu übernehmen. P. Dejour und ein portugiesischer Pater (P. Antunes) unterzogen sich dieser Aufgabe, und die Schule wurde im Juni 1882 eröffnet. Die Zahl der Schüler ist befriedigend und wird voraussichtlich bedeutend steigen. Bereits hat man den Vorschlag gemacht, die Anstalt zu einer Handelsschule zu erweitern, und gewiß wird die portugiesische Regierung mit Freuden auf diesen Plan eingehen, da es ihr ja nicht entgehen kann, welche Vortheile für die Kolonie aus einer solchen Anstalt zu hoffen sind."

Westafrika.

Apostol. Vicariat Sierra Leone. Über die Mission von Freetown an der Küste von Sierra Leone erhalten wir folgenden Bericht aus der Feder eines der dort thätigen Missionäre der Congregation vom Hl. Geiste und vom hl. Herzen Mariä:

"Die Gründung des apostol. Vicariats Sierra Leone datirt aus dem Jahre 1858. Bis dahin gehörte der ganze Distrikt mit einem großen Theile der übrigen Westküste Afrika's zu der unermesslichen Mission von Senegambien und den beiden Guinea. Durch ein Decret vom 11. April 1858 wurde er davon abgetrennt und zu einem eigenen Vicariat erhoben und dieses der Lyoner Gesellschaft der afrikanischen Missionen, die



Ansicht von Freetown in Sierra Leone.

Msr. de Marion-Bressillac unlängst gegründet hatte, anvertraut. Sofort reiste dieser Prälat mit vier Priestern und zwei Laienbrüdern nach Sierra Leone ab; aber innerhalb weniger Wochen wurden sie alle vom gelben Fieber hinweggerafft.

Darauf ersuchten die Priester der afrikanischen Missionen den Heiligen Stuhl inständig um die Ermächtigung, nach Dahome gehen zu dürfen, und so erhielt die Congregation vom Hl. Geiste und dem hl. Herzen Mariä wieder die schwierige Mission von Sierra Leone. Trotz der zahlreichen Opfer, welche das ungesunde Klima dahinraffte, weihte sie sich ihr seitdem mit hingebendem Eifer.

Das Vicariat wird im Norden vom Rio Nuñez, im Westen vom Atlantischen Ocean, im Süden und Südosten vom

Meerbusen von Guinea und dem Cavally-Flusse begrenzt. Gegen das Innere von Afrika hin ist es ohne bestimmte Grenze.

Der größte Theil des dazugehörigen Gebietes wird von unabhängigen einheimischen Fürsten beherrscht. An zahlreichen andern Orten hat sich jedoch England in den Besitz der Oberhoheit gesetzt. Die Halbinsel Sierra Leone, welche der Mission den Namen gegeben, ist eine englische Kolonie, mit der Hauptstadt Freetown. Frankreich hat, zum Schutze des Handelsverkehrs zwischen Europäern und Eingebornen, drei Forts, an den Mündungen des Nuñez, des Pongas und des Melacuri, inne. Im Süden des Vicariates endlich, zwischen dem Gallinas und dem Cavally, befindet sich die Republik Liberia, mit der Hauptstadt Monrovia. Sie wurde während der ersten

Hälfte dieses Jahrhunderts von der Gesellschaft zum Schutze der freigelassenen Neger der Vereinigten Staaten gegründet und besteht nur aus solchen Negern; sie wird von einem gewählten Präsidenten und zwei Kammern regiert. Der gegenwärtige Obere der Mission ist der hochw. P. Eduard Blanchet. Schon früher war er mehrere Jahre in derselben thätig; dann wurde er nach Senegambien berufen, im Jahre 1879 aber wieder mit der Leitung unserer wichtigen Mission betraut. Am Montag in der Charwoche traf er in Freetown ein; die katholische Bevölkerung empfing ihn mit der lebhaftesten Freude. Die dankbare Erinnerung daran, daß er es gewesen, der im Jahre 1864 die Schulen begonnen hatte, lebte noch in Aller Herzen. Auch der seeleneifrige Priester betrat nicht ohne Nührung wieder sein früheres Arbeitsfeld.

Seitdem hat die Mission leider den Verlust zweier vorzüglicher Patres zu beklagen: den des P. Pactes, welcher im Jahre 1880 auf einer Reise zum Rio Pongas bei einem Schiffsbruche um's Leben kam, und den des P. Hubert, der in diesem Jahre zu Freetown in ein besseres Jenseits abberufen wurde. Andere mußten uns, zum größten Bedauern unserer Katholiken, infolge schwerer Krankheiten verlassen; so sah sich im vorigen Jahre der hochw. P. Luz in die Nothwendigkeit versetzt, zur Herstellung seiner stark angegriffenen Gesundheit nach Europa zurückzukehren. Der Zweck der Heimreise wurde jedoch glücklich erreicht: am 20. Mai dieses Jahres traf er, in Begleitung eines neuen Mitarbeiters, des hochw. P. Coyle, wieder hier ein. Sie wurden mit Jubel empfangen. Schwarze kamen an Bord des Schiffes, um sie zu bewillkommen. Andere erwarteten sie in großer Anzahl am Landungsplatze. Am folgenden Sonntag erhielten sie den ganzen Tag hindurch fast ununterbrochen Besuche von Katholiken und Protestanten, welche ihnen ihre Freude über ihre Ankunft ausdrücken wollten.

Sechs Josephschwwestern von Clugny unterstützten uns in Sierra Leone mit großem Eifer. Eine von ihnen, Schwester Margaretha, wurde im Jahre 1880 von einem so heftigen Gallenfieber ergriffen, daß sie nach drei Tagen dem Tode nahe schien. Da der Arzt erklärte, sie werde nur noch wenige Stunden leben, so spendete man ihr die heiligen Sterbesacramente. Bald erholte sie sich jedoch wieder. Der erstaunte Arzt nahm, obgleich Protestant, keinen Anstand, die Genesung nicht der Arznei, sondern den zahlreichen, für die Kranke verrichteten Gebeten zuzuschreiben. Er rath ihr jedoch, nach Frankreich zurückzukehren. Von den Schwarzen, deren Achtung und Liebe sie sich durch ihren Eifer erworben hatte, wurde ihre Abreise sehr bedauert. Die Thätigkeit der Missionäre ist mit gutem, stets wachsendem Erfolge gekrönt, trotz der Schwierigkeiten und Prüfungen. Besonders hat uns leztlich die Bekehrung einer bedeutenden Zahl von Protestanten mit Trost erfüllt.

Die Häresie ist in der That der Hauptfeind, gegen den wir zu kämpfen haben. Freetown hat 21000 Einwohner, die insgesammt dem Protestantismus angehören. Nach der lezten Zählung vom Jahre 1881 gibt es hier nicht weniger als 49 verschiedene Secten desselben, und jede hat ihre eigenen Prediger und Tempel. Unter lezttern zeichnet sich die Cathedrale aus, welche 1½ Millionen gekostet hat. Der anglikanische Bischof, der darin die Dienste versieht, empfängt für sich allein einen Gehalt von 900 Pfund Sterling (18000 Mark). Soviel erhalten wir von dem Vereine der Glaubensverbreitung nicht für unsere ganze Mission, für Personal und alles übrige.

Der Europäer, welcher zum ersten Male in Sierra Leone

landet, könnte beim Anblicke der Tempel, deren man an allen Straßenecken ansichtig wird, zu glauben geneigt sein, daß die dem Protestantismus angehörenden Landeseingebornen sich durch christliche Gesinnung auszeichnen müßten. Das wäre ein Irrthum. Unter dem Schleier des eifrigen Besuches des Gottesdienstes und der Predigt birgt sich eine zügellose Verdorbenheit. Einige unter ihnen — man sollte es kaum glauben — sind so abergläubisch, daß sie die Pocken verehren und absichtlich auf Andere übertragen. Die den Schulbigen angedrohte Gefängnißstrafe ist kaum im Stande, diesem merkwürdigen Aberglauben Einhalt zu thun. Der Teufel hat nicht nur Anhänger in Sierra Leone: es ist ihm gelungen, sich auch wahre Anbeter zu erwerben; diese versammeln sich Freitags in einem Hause, wo sie ihm zu Ehren abscheuliche Tänze aufführen.

Zum Aberglauben und zur Sittenlosigkeit gesellen sich die größten Vorurtheile gegen den Katholicismus. Wenn man nicht Zeuge derselben gewesen ist, so kann man sich keine Vorstellung davon machen. Mögen diese Secten auch sonst uneinig unter einander sein, so stimmen sie doch alle im Hasse und in der Schmähsucht gegen die katholische Kirche überein. Einige ihrer Diener am Wort begnügten sich nicht damit, diese in ihren Predigten anzugreifen, sondern gingen eines Tages sogar so weit, daß sie in den Straßen Plakate mit den gehäßigsten Lügen gegen die Missionäre anschlugen. Als die Schwarzen jedoch selbst Zeugen des Wirkens derselben waren, sahen viele ein, daß man sie hintergangen hatte; bald fanden Bekehrungen statt, und ihre Zahl wächst sozusagen mit jedem Tage. Ich will nur von denen des Jahres 1881 reden. Wir konnten in demselben 60 Tausen erwachsener Protestanten eintragen. Am Charfamtage empfingen 26, vor Pfingsten 10 dieses heilige Sacrament. Am weißen Sonntage gingen 36 Gläubige, meist bekehrte Protestanten, zum ersten Male zum Tische des Herrn.

Die Zahl der Bekehrungen nahm freilich ab, als mehrere Missionäre durch den Tod oder durch Krankheiten ihrem Wirkungskreise entzogen wurden. Doch schworen noch drei Protestanten am Vorabend vor Weihnachten, und sechs am Charfamtage dieses Jahres ihren Irrthum ab. Der Übertritt eines jungen Mannes, welcher drei Jahre in England dem Studium der Rechtswissenschaft obgelegen hat, machte besonders in den höhern protestantischen Kreisen großes Aufsehen.

Die Schwarzen wohnen sehr gerne unserm festlichen Gottesdienste bei. Für die Feier des Weihnachtsfestes theilten wir, wie früher, den Katholiken Eintrittskarten aus; den Protestanten wurden sie nur auf besonderen Wunsch verabreicht; dennoch war in weniger als einer Viertelstunde die Kirche gefüllt und fast die Hälfte der Gesuche mußte abgeschlagen werden. Am Charfreitag war der Andrang der Protestanten ebenso stark. Unter den Anwesenden befanden sich auch mehrere Prediger. Vor dem Unterrichte, dem Hauptgegenstande ihrer Neugierde, hatten alle an der Kreuzwegandacht Theil genommen und das Stabat Mater mitgesungen.

Auch in Murray-Town, etwa fünf Kilometer von Freetown, haben wir eine Station gegründet. Sie bietet gute Aussichten. Die Bevölkerung zeigt sich uns um so wohlwollender, je mehr sie uns kennen lernt. Der weiße Priester ist ihnen immer willkommen. Die Kinder fürchten sich nicht mehr vor ihm. So ist es uns wenigstens möglich und leicht gemacht, ihnen vom lieben Gott zu reden und sie einigermaßen mit den Grundwahrheiten unseres Glaubens bekannt zu machen.

Anfangs zog Neugierde die Protestanten an; gegenwärtig

ist eine ziemliche Zahl mehr oder weniger gewonnen. Mehrere wollen schon ihre Kinder taufen lassen; andere besuchen regelmäßig des Sonntags unsern catechetischen Unterricht, ohne daß sie jedoch schon die Absicht hätten, ihrem Bekenntniß zu entsagen. „In eurer Kapelle,“ sagen sie, „spricht man vom lieben Gott; das thut dem Herzen wohl.“

Die Unterrichtsstunde ist auf den Sonntag Abend verlegt worden, weil man hoffte, daß sich dann mehr Schwarze einfinden würden. Das war auch in der That der Fall. „Seitdem bietet Murray-Town,“ so berichtete der mit diesem Werke betraute P. Raimbault, „jeden Sonntag ein bis dahin unbekanntes Schauspiel. Das ganze Dorf ist in der Kapelle. Dichtgedrängt stehen die Männer auf der rechten, die Frauen auf der linken Seite und die Kinder in der Mitte. Die Ortsbehörden betrachten es als eine Pflicht, der Versammlung beizuwohnen. Sobald der Priester eintritt, herrscht tiefes Schweigen. Mit dem Abendgebet und einem frommen Lied wird der Unterricht geschlossen. An drei aufeinanderfolgenden Sonntagen war die Kapelle fast zum Erdrücken voll; Mehrere konnten nicht einmal mehr Platz darin finden. Auch zwei protestantische Katechisten bemerkte man unter den Anwesenden, d. h. zwei zukünftige Prediger, welche über die behandelten Controverspunkte Notizen machten, um den Missionär in ihren Predigten zu widerlegen.“

Unterdessen lud ein europäischer Sendbote, den die Vöde der protestantischen Tempel nicht ruhen ließ, seine Schäflein zu einer außerordentlichen Versammlung ein. Nach allerlei Ausfällen gegen den Missionär und seine Kirche verbot er unter Drohungen den Besuch unseres Unterrichtes. Einige Wochen fanden sich die eingeschüchterten Schwarzen nicht mehr in der Kapelle ein; dann aber kamen sie wieder wie früher.

Von Zeit zu Zeit besuchen wir auch die Schwarzen der umliegenden Dörfer; sie hören gerne das Wort Gottes. Zu Waterloo, einem fünf Meilen entfernten Dorfe, bekundet fast die ganze Einwohnerschaft das Verlangen, dem Protestantismus zu entsagen. Es müßte dort also eine Kapelle gebaut werden und ein Priester sich niederlassen; aber leider reichen unsere Mittel — abgesehen von der geringen Zahl der Missionäre — kaum zur Bestreitung der jetzt schon nothwendigen Auslagen hin. Inzwischen ermahnen wir diese guten Schwarzen, uns in Freetown zu besuchen.

Während wir für den Augenblick dem Evangelium erst allmählich die Wege in's Land der Timnes ebnen können, haben wir dagegen schon eine Kapelle in Benty am Ufer des Melacuri, etwa 20 Meilen nördlich von Sierra Leone. Gegen Ende des Jahres 1880 erhielt der hochw. P. Blanchet vom französischen Commandanten dieses Ortes ein Schreiben mit der dringenden Bitte, dort eine Missionsstation zu gründen. Wir haben daselbst eine Kapelle gebaut: eine große Lehmhütte, die 14 Meter in der Länge und 8 in der Breite mißt. Außer dem für den Gottesdienst bestimmten Raum enthält sie ein Zimmer für den Missionär, welcher sich zwei- oder dreimal im Jahre dahin begeben wird.

Der Mangel an Brüdern hat uns bewogen, unsere Knabenschule in Freetown eingebornen Lehrern anzuvertrauen. Schon im Jahre 1864 hatte sie der hochw. P. Blanchet mit Hilfe eines schwarzen, ja selbst protestantischen Lehrers begonnen. Jetzt haben wir fünf oder sechs katholische junge Leute, die für den Schulunterricht sehr geeignet sind. Aus ihnen wurden einige als Lehrer für unsere Schule ausgewählt; sie erhalten eine mäßige Besoldung. Diese Methode hat sich als praktisch

erwiesen. Auch die Protestanten wenden sie an; ihre zahlreichen Schullehrer sind alle Schwarze und zwar Landeseingeborne.

Dieses System hat außerdem den Vortheil, daß solche Lehrer bei ihren Landsleuten Propaganda zu machen suchen; einer der unserigen, der vordem an einer Methodistschule Unterricht erteilte, sich aber vor einigen Jahren bekehrte, thut sich in dieser Hinsicht besonders hervor.

Die Mädchenschule wird nach wie vor von den Josephsschwwestern von Clugny geleitet.

Diese beiden Schulen nehmen einen erfreulichen Fortgang. Die erstere zählte im Jahre 1880 106 Knaben, die letztere 140 Mädchen; seitdem ist ihre Zahl noch gestiegen. Die Kolonie legt auf die Erziehung und Bildung der Jugend viel Gewicht; die Familien ihrerseits kennen kein höheres Ziel für ihre Kinder, als daß diese sich dem Beamten- oder dem Kaufmannsstande widmen; dazu ist aber Unterricht erforderlich.

Beim Schlusse des letzten Schuljahres hatte der Herr Gouverneur die Freundlichkeit, bei den Prüfungen den Vorsitz zu führen. Es war seit der Gründung der Mission das erste Mal, daß uns diese Ehre zu Theil wurde. Unsere beiden Schulen wurden damals von 120 Knaben und 140 Mädchen besucht.

Se. Excellenz der Gouverneur A. Havelock richtete darauf an den hochw. Obern der Mission ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, in welchem er seine vollste Befriedigung über das Ergebnis der Prüfung und die aufrichtigsten Wünsche für das Gedeihen des Missionswerkes aussprach.

In der Schule der Schwestern waren die Antworten der Kinder in gleicher Weise befriedigend.

Zum Schlusse theile ich noch ein unzweideutiges Zeugniß zu Gunsten der Mission von Sierra Leone mit. Es ist dem nach der letzten Zählung veröffentlichten officiellen Berichte entnommen. „Die Katholiken bilden,“ so heißt es darin, „einen allerdings wenig zahlreichen, aber thätigen Verein von Arbeitern. Im Verhältniß zu ihrer Anzahl unterrichten sie mehr Kinder beiderlei Geschlechtes, als irgend eine andere religiöse Secte von Sierra Leone. Im Jahre 1864 haben sie ihre Missions-thätigkeit begonnen. Die Schwestern, lauter Europäerinnen, erhalten außer Nahrung und Kleidung keine weitere Vergütung, bei einem Leben, das sie in einem so beschwerlichen und ungesunden Klima ganz den Werken der Frömmigkeit und der Nächstenliebe weihen.“

Aus verschiedenen Missionen.

Kiangnan. P. Léveillé S. J. schreibt: „Augenblicklich bin ich als Missionär auf den Inseln an der Mündung des Yangtse-kiang. Im Jahre 1860 hatten die wenigen Stationen, welche damals hier bestanden, noch keine Kapellen. Jetzt kann man bereits in den 13 Stationen, zwei ausgenommen, überall die heiligen Geheimnisse in würdigen Gotteshäusern begehnen. Diese Inseln sind sehr stark bevölkert; sie mögen vielleicht 200 000 Seelen zählen.“ — Kleinasien. Die Errichtung des neuen armenischen Seminars in Rom wurde im Oriente mit Freude und Dank aufgenommen. Bereits ist das große Kloster vom hl. Nikolaus von Tolentino zusammen mit der dazugehörigen Kirche für das Seminar bestimmt, und die Gebäude werden unter Aufsicht des Cardinals Hassun ihrem neuen Zwecke entsprechend eingerichtet, während der armenisch-katholische Patriarch Azarian aus den verschiedenen Diözesen Kleinasiens die Zöglinge auswählt, welche in der neuen römischen Anstalt zu würdigen Priestern herangebildet werden sollen. — Persien. Aus Urmiah schreibt eine barmherzige Schwester: „Unsere Mission unter den armen Chaldäern ist eine der dürrigsten. Das Arbeitsfeld ist

ausgedehnt. Die umliegenden Dörfer sind jetzt zum großen Theile katholisch, dank dem Eifer unseres hochverehrten verstorbenen Erzbischofs Gluzel und seiner frommen Mitarbeiter! Überdies befinden wir uns an den Berghoren von Kurdistan und der Türkei, wo mehr als 100 000 Nestorianer leben, von denen viele in die wahre Kirche zurückzukehren wünschen. Von allen diesen Seiten stellen sich zahlreiche Kranke an der Pforte unseres kleinen Spitals ein. Wie manche davon verstehen nicht, die Arzneien, die wir ihnen geben, richtig anzuwenden; wie manche sterben auf dem Heimwege vor Schwäche! Wie glücklich würden wir sein, wenn wir ihnen ein Obdach anbieten, wenn wir sie verpflegen und zur großen Reise von der Zeit in die Ewigkeit vorbereiten könnten! — Ägypten. P. Zullien S. J. schreibt aus Kairo, daß die Schülerzahl des Collegs der heiligen Familie bereits auf 110 gestiegen ist; dazu kommen 20 Seminaristen. Viele der Zöglinge sind Söhne hervorragender schismatischer-koptischer Familien und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. — Gallasländer. Wir erzählten seiner Zeit, wie die Kapuzinermissionäre aus den östlich von Abessinien gelegenen Gallasländern gewaltsam vertrieben wurden. Sie verweilten seitdem in der ägyptischen Provinz Farar am Golfe von Aben. Jetzt scheinen wieder ruhigere Tage gekommen zu sein; so gab der apostol. Vicar Msgr. Taurin seinem Coadjutor Msgr. Lasserre die Weisung, mit einigen Missionären sich wieder auf den Weg nach Tschewa zu machen. „Zuverlässige Nachrichten aus jenen Gegenden, welche wir vormals mit unserm Schweiße besuchten“, schreibt der eben genannte hochw. Herr, „lassen uns hoffen, daß man uns in einiger

Entfernung der größern Gemeinden von Tschewa wenigstens dulden werde. Ich bin für dieses Unternehmen bestimmt, da ich die Gegend und ihre Einwohner am besten kenne. Wenn wir nur etwas freie Hand finden so wird es uns an Arbeit nicht fehlen. Die Zahl der Ruinen, welche wieder aufzubauen sind, ist groß, diejenige der Arbeiter nur klein. Auch an Leiden und Prüfungen wird es nicht fehlen; Gott wird unsern Muth aufrecht halten; für Ihn kämpfen wir, und so wird auch Er den Sieg verleihen. Angesichts der Kämpfe wurde mir eine starke Kräftigung angelegt: ich wurde am 10. December 1882 zum Titularbischof von Marocco geweiht und Msgr. Taurin als Coadjutor beigegeben: Grund genug, daß ich mich verdemüthige. Freilich, die bischöfliche Würde ist nur eine Bürde für den Missionär.“ — Markesas-Inseln. Der apostol. Vicar Msgr. Dorbillon, aus der Congregation der heil. Herzen, schreibt über den Fortschritt der Schulen in seinem apost. Vicariate: „Wir haben an allen hauptsächlichsten Missionsposten Schulen eröffnet. Die Schule von Taiohas wird von 4 Josephs-Schwestern aus Oluny geleitet und zählt 65 Mädchen; jene von Hatiben 75 Knaben; auf Ruamau besuchen 25 Knaben und ebenso viele Mädchen die Schule; zu Hannalapa 20 Knaben und 24 Mädchen; zu Ationa 25 Knaben, 20 Mädchen; zu Battaha 25 Knaben, 30 Mädchen; zu Hanavava 20 Knaben, 23 Mädchen; zu Napu endlich 15 Knaben, 18 Mädchen.“ Es empfangen also auf den Markesas-Inseln im Stillen Ocean nicht weniger als 400 Kinder den katholischen Unterricht: das berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. — In Honolulu, der Hauptstadt der Sandwich-Inseln, wurde letztes Jahr die Frohleichnamspredigt feierlich begangen.

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Für die Missionen in Asien:		Durch die „Monat-Rosen“ u. die „Neuen Tiroler Stimmen“ in Innsbruck	10.54
Von Pfr. Kitzinger in Klopsau	50.—	Durch die „Monat-Rosen“ u. die „Neuen Tiroler Stimmen“ in Innsbruck	3.74	Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
„P. J. Klefisch in Bordenone	500.—	Von Rev. Chaj. Becker in St. Francis, durch B. Herder in St. Louis, Mo.	20.60	Von B. Röser in St. Louis, Mo.	1.—
„F. Korherr in Eßlingen	5.—	Für die Missionen in Afrika:		Aus Bismarck	4.—
„P. E. in R.	11.89	Von B. in Darmstadt	48.—	Von Alois Zegg in Samnaun	4.—
„C. W.	7.—	Aus Eupen	3.—	Durch die „Monat-Rosen“ u. die „Neuen Tiroler Stimmen“ in Innsbruck	299.74
Aus Maurer in Lichtenstein	8.50	Von Rgl. J. in Essen	9.—	Von Rev. Dr. Jörgen in Jefferson, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	2.75
Marpingen	30.—	Aus Gelsenhausen (Niederbairern)	5.—	Von Rev. L. M. Kramer, S. J., in Toledo, O., durch denselben	225.50
Von J. D. G. B. R. D. S. G. R.	3.—	Durch die „Monat-Rosen“ u. die „Neuen Tiroler Stimmen“ in Innsbruck	—84	J. Bruck, Wright, Mich., durch denselben	26.—
Durch Dr. F. J. Stöckel, Pfr. in Daves	4.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):		Für Loskauf und Unterhalt von Heil-kindern:	
Von einem Lehrer in Nassau	10.—	Von Bischof Regall von Raab	25.46	Durch M. R.: „In solatium animarum defunctorum“	21.—
„Org. Zimmermann in Sanftville, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	4.—	„Kononitus J. Ehrenhöch v. Raab	8.50	Von P. P. aus Bayern	21.—
„Frau Manguen in Detroit, Mich., durch denselben	1.—	„Steph. Meister v. Raab	8.50	Aus Andersdorf durch Herder & Co. in München	35.—
Für die orientalischen Schulen:		„Bischof Lichtensteiger v. Kaloca	8.50	Von C. S. in Lüdinghausen	42.—
Von einem kathol. Priester in Baiern: „Ut accipiat Christus“	500.—	„Antonisch	8.50	Durch B. Ruppertmann, Stadtkaplan in Lindau	20.—
Aus Lauf	35.—	„Kononitus Joh. Hoff	8.50	Von A. Dobler, Coadjutor in Trisler	21.—
„Altshweier	15.—	„Baronin S. v. Schwintz von Budapest	8.50	„Redemptus redimendis“	20.—
„von Pfarrer Morz	5.—	„Lab. Nagy von Komfod	8.50	Von Franziska L.	20.—
Für die Jesuitenschulen in Armenien:		Durch M. R.: „In solatium animarum defunctorum“	19.—	„Erstcommunikanten in Hawran	6.14
Aus Paris: „Pour répondre au désir du S. Pontife Léon XIII.“	100.—	Von B. Finbl, Pfarrer in Gern	10.—	Aus dem Nothhale in Niederbairern	376.—
Von Dr. A. Kahner in Trunstadt	10.—	„Joseph Ruch in Danzig	14.10	Durch Wynandstraße	21.—
Für die Missionen in Bosnien:		„Feln. Schm. in Borsbed	100.—	Aus B. für ein Kind, welches Viktor oder Rosalia zu taufen ist	50.—
Von einem kathol. Priester in Baiern: „Ut accipiat Christus“	500.—	„A. P., durch Herder & Co. in München	40.—	Von Alois Zegg in Samnaun	4.—
Durch die „Monat-Rosen“ u. die „Neuen Tiroler Stimmen“ in Innsbruck	4.24	Aus Gelsenhausen (Niederbairern)	5.—	„J. H., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	8.20
Für die deutsche Mission in Constantinopel:		Durch Wynandstraße	4.—	Für Loskauf und Unterhalt von Negers-kindern:	
Aus Werbachhausen	2.50	Aus Cleve von J. W. G.	150.—	Von J. G. Wartha (Preuß. Schlesien)	24.—
Für die Mission in Indien:		Von Alois Zegg in Samnaun	8.—	„einer Frau aus Mosbran	6.—
Von Alois Stoppel in Sanftville, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	4.—	Für die nordischen Missionen:		„Alois Zegg in Samnaun	4.—
Für die Missionen in Palästina:		Aus Cleve von J. W. G.	150.—	Pro Papa:	
Von Pfr. G. in Simmershausen	4.—	Für die Missionen in Stockholm:		Durch Dr. F. J. Stöckel, Pfarrer in Daves	4.—
Aus Gelsenhausen (Niederbairern)	6.—	Durch Wynandstraße	100.—	Von einem Lehrer in Nassau	20.—
Für nothleidende Missionspriester zur Personierung von heiligen Messen:		Für das Missionshaus in Steyl:		„C. S. in Lüdinghausen	6.—
Von Frln. Schm. in Borsbed	100.—	Aus Eschbach	2.—	„Alois Zegg in Samnaun	1.60
Dr. A. Kahner in Trunstadt	100.—	Gelsenhausen (Niederbairern)	3.—	Für verschiedene Zwecke:	
Durch Pfr. Kitzinger in Klopsau	20.—	Für die Kirche in Halle:		Von R. A. B. S.	12.50
Von Alois Zegg in Samnaun	8.—	Von Maria A. Angstin	40.—	Durch die „Monat-Rosen“ u. die „Neuen Tiroler Stimmen“ in Innsbruck	7.90
		A. E. St. in Vorn	25.—		
		Für den Bau der St. Elisabeth-Kirche in Eisenach:			
		Von J. P. aus Bayern	10.—		

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 13. Juni 1883.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.